Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: 39 (1922)

Artikel: Die Burg Wildegg und ihre Bewohner. 3. Teil, Die Geschichte der Burg Wildegg

Autor: Lehmann, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-43843

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

III. Teil

Die Geschichte der Burg Wildegg

I. Die älteste Anlage der Burg bis zum Brande von 1552.

(Dazu die Pläne I, III, IV.)

Zum Schutze gegen das mächtig aufstrebende Grafengeschlecht der Kyburger, dessen Besitzungen namentlich auf dem rechten Ufer der Aare das habsburgische Land im Eigen immer enger umklammerten, erbaute wahrscheinlich Rudolf II., Landgraf im Elsaß, auf dem sog. Kestenberge (früher die „Eck" oder „Egg" genannt, wovon Wildegg) zu Beginn des 13. Jahrhunderts zwei wehrhafte Schlösser als Vorwerke der Habsburg (vgl. S. 20/21). Wie ein mächtiger, bis auf 651 m aufsteigender Wall schließt dieser Bergzug das zwischen Aare und Reuß südwärts ihres Zusammenflusses gelegene Dreieck als Sehne mehr als zur Hälfte ab, während die beiden Flußläufe dessen Schenkel bilden. Im Westen schiebt er einen langen, den Lauf der Aare begleitenden, nach Süden gegen den Bünzbach abfallenden Ausläufer vor, dessen Westhang mit steilen Kalksteinwänden gegen den Fluß abfällt. Bis zur Erbauung der neuen Heerstraße im Jahre 1772 führte nur ein schlechter Fahrweg über Stock und Stein dem trockenen Berghange entlang, während der schmale Talstreifen zwischen Berg und Fluß durch dessen Seitenarme fast völlig versumpft war. Auf diesem Ausläufer wurde in einer Höhe von 433 m oder ca. 80 m über dem Wasserspiegel des Flusses die Wildegg erbaut. Mit der etwas über 100 m höher gelegenen Brunegg am Ostende des Kestenberges gehörte sie einem ganzen Befestigungssysteme an, das den habsburgischen Besitz im Eigen und darüber hinaus gegen streitsüchtige Grenznachbarn sichern sollte, besonders aber gegen die Schloßherrn auf der wehrhaften und groß angelegten Lenzburg, die im Süden des Kestenberges das ebene, fruchtbare Land weit in der Runde beherrschte, und schon im Jahre 1180 durch Erbschaft an das oben genannte Geschlecht der Kyburger gefallen war.

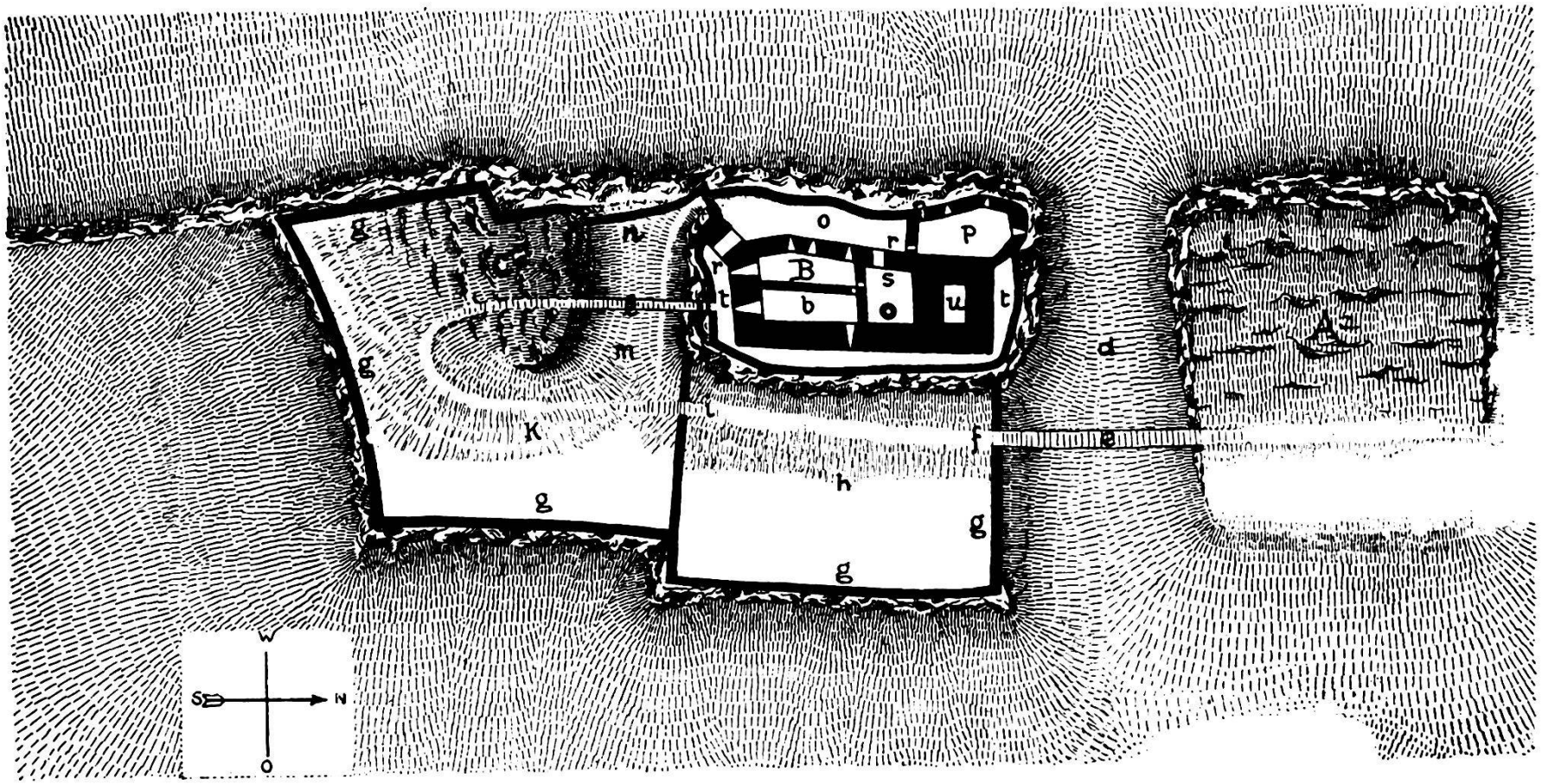
Kriegerischen Zwecken entsprach die Anlage beider habsburgischen Burgen. Da die Wildegg, wie wir vernahmen (S. 85) im Jahre 1552 ausbrannte und zu verschiedenen Malen umgebaut und erweitert wurde,

läßt sich ihre ursprüngliche Anlage und Einrichtung nur vermuten, doch bieten dafür genaue Planaufnahmen wenigstens eine Anzahl sicherer Anhaltspunkte.

Den Anforderungen einer wehrhaften Burg entsprach der gewählte Standort darum besonders gut, weil der nach Süden allmählig in die Talsohle verlaufende Berggrat an dieser Stelle drei Felsköpfe (Plan I, A, B, C) aufwies, von denen der mittlere Raum genug zur Errichtung einer solchen bot. Nach Westen fällt er mit steilen Wänden ins Aretal, nach Osten breitet er sich mit einem steilen Hange nach dem Bünztale hinab und nach Süden bildet der vorgelagerte Felskopf eine hohe, senkrechte Staffel, sodaß die künftige Burg nur von Norden, d. h. von der Bergseite her, gefährdet blieb. Um sie noch mehr von ihrer Umgebung abzusondern und den Zutritt zu ihr zu erschweren, wurden die Lücken zwischen dem mittleren Felskopf (B) und den beiden andern (A, C) bis auf ca. 15—20 m Breite ausgeweitet und vertieft, wobei der gewonnene Kalkstein ein vortreffliches Baumaterial auf dem Platze lieferte. Von diesen beiden Halsgraben durchschnitt aber nur der erste (d), nach der Bergseite gelegene den Grat in seiner ganzen Breite. Der zweite (m) erweiterte nur die Kluft zwischen dem Burgfelsen und dem südlich davorliegenden (C), lief dagegen östlich auf eine breite Terrasse aus (k), die Raum genug zur Anlage eines geräumigen Burghofes bot.

Versuchen wir nun, uns ein Bild von dieser ältesten Burganlage zu machen. (Abb. 83). Ein schmaler, steiniger Weg führte vom südlichen Ausgange des heutigen Dorfes Holderbank, dem Westhange des Berges sich anschmiegend, nach der Höhe des Kammes und erreichte diesen wenige hundert Meter nördlich der Burg. Er war nur für Fußgänger, Saumtiere und Reiter begehbar, aber vor Einsicht aus Feindesland, soweit es auf dem rechten Areufer lag, völlig geschützt. Andere Zugänge gab es nicht. Wo heute die Hänge im Schmucke grünen Laubwaldes prangen, starrte damals aus magerem Wiesland das nackte Kalkgestein. Denn in möglichst weiter Runde sollte sich kein Wanderer ungesehen der Burg nähern können, was immer ihn dahin führen mochte, ohne daß der Hornruf des Wächters sein Kommen meldete. Wie weit nach der Bergseite hin weitere Halsgraben mit Palissadenwerk und im Kriege leicht wegnehmbaren Holzbrücken das Herannahen an die Burg erschwerten, läßt sich heute nicht mehr ermitteln, während bei andern Burgen von ähnlicher Lage, so z. B. bei der Wulp ob Küßnacht am Zürichsee u. a., deren mehrere, die diese Aufgabe übernahmen, noch

Plan I.



Wildegg im 13. Jahrhundert.

ganz oder teilweise erhalten blieben. Wahrscheinlich wurde schon der erste Felskopf (A), der nach Osten terrassenförmig abfiel (das spätere sog. Kastell), in den Bereich der Verteidigungswerke von Anfang an einbezogen, da er dem Feinde bei einer Belagerung nicht nur Schutz gegen Einsicht, sondern auch einen vorteilhaften Standort zur Aufstellung von Belagerungswerkzeugen geboten hätte. (Abb. 86.) An ihm vorbei führte der Burgweg nach dem breiten, unmittelbar vor der Burg gelegenen Halsgraben (d), hinter dem sich die Ringmauer (g) mit dem Einlaßtor (f) erhob. Ob es mit einer Wipp- oder Ziehbrücke verschlossen werden konnte, wissen wir nicht, jedenfalls aber bildete sie, heruntergelassen, den letzten Teil der festen hölzernen Grabenbrücke (e). Ebensowenig ist uns auch bekannt, ob ein, oder wie dies oft der Fall war, zwei Eingänge, ein größerer für Reiter und Saumtiere und ein kleinerer für Fußgänger, den Zutritt zum äußern Burghofe (h) gestatteten, und ob und welcher Art allfällige Wehrbauten über den Eingängen zu deren Verteidigung vorhanden waren. Die östliche Ringmauer des äußeren Burghofes folgte dem Rande des kleinen Plateau's. Sie erhob sich über einer niedern Felswand, die nach Süden hin etwas höher wurde, da der Hang nach dieser Seite abfiel. Ihr gegenüber starrte der Burgfelsen (B) als natürliche Mauer steil in die Höhe.

Den äußern Burghof in der eingeschlagenen Richtung durchschreitend, gelangte man durch ein zweites Tor (i) in einer Quermauer, die sich am Südende des Burgfelsens etwas nach Süden abbiegend gegen die Ostmauer hinzog, in den innern Burghof (k). Seine Umfassungsmauer folgte in einem unregelmäßigen Viereck den Felswänden. Sie umschloß auch den dritten Felskopf (C), der nach Süd-Osten bis in den Burghof abfiel und demzufolge den natürlichen Aufstieg zum eigentlichen Eingang in die Burg (t) bildete. Zu ihm gelangte man auf einem breiten, aber lehnenlosen Holzstege (l), der ziemlich hoch über den zweiten, schon genannten Halsgraben (m) führte. Dieser wurde nach der Talseite von einer hohen, ca. 50 cm dicken Mauer (n) geschlossen. Ungefähr auf der Höhe der Grabensohle wies der Burgfels nach der Talseite in seiner ganzen Länge einen stufenartigen Absatz von 3,5—4 m auf, der sich, gegen sein Ende bergwärts etwas über den Burgfelsen hinausragend, auf 8 m verbreiterte. Diese Stelle bot genügend Raum zur Errichtung eines Stall- und Vorratsgebäudes (p). Der Zugang zu ihm wurde durch eine 1½ m dicke Quermauer vom Burgfelsen nach der steil abfallenden Felswand des Berges gesperrt, in

der sich eine schmale, niedere Türe befand, gerade groß genug, um einem Pferde Durchlaß zu gewähren. (Abb. 83.) Zu ihr gelangte man aus dem inneren Burghofe durch den Halsgraben unter dem Holzstege hindurch in sanfter Steigung. An die Quermauer schloß sich die schwächere Grabenmauer an. Erstere bog in gleicher Stärke beinahe rechtwinklig um und folgte dem Rande der Felsstufe bis zum Vorratsgebäude (p), dessen Mauern die gleiche Stärke aufwiesen. Eine zweite Türe führte in den Stall (p), einen unregelmäßig ovalen Raum von ca. 12,5 m Länge und 6 m größter Breite. Vier schießschartenähnliche Mauerschlitze führten ihm spärliches Licht zu und konnten nötigenfalls auch zur Verteidigung dienen, obwohl hier wenig Gefahr bestand. Über dem Stalle lagen in zwei niedern Stockwerken die Bühnen für Futter- und Getreidevorräte mit ähnlichen Lichtscharten. (Abb. 83). Mit dem oberen dieser Räume und dem Dache ragte das Gebäude bis in die Höhe des Erdgeschosses des Burghauses hinauf und schmiegte sich dort an den Schloßturm (Berchfrit) an, wobei es mit seiner Nordseite halbturmartig über ihn hinausragte. Auf Leitern oder Blocktreppen stieg man über die Bühnen und betrat durch ein Pförtchen (über r) den innern Zwinger (über o). Es lag im rechten Winkel unmittelbar neben dem Eingange zum Burghause (s).

Über den Holzsteg, der nur Fußgängern zu dienen hatte, gelangte man nach den äußeren Zwingern der Burg (t), deren Umfassungsmauern nur eine Stärke von ca. 80 cm nach der Grabenseite und 50 cm nach den übrigen Seiten hatten und einem Angriffe starker Wurfmaschinen darum kaum großen Widerstand boten. Es bedurfte dessen auch nicht, da diese im Durchschnitt kaum 2 m breiten Räume nur einen vor feindlicher Einsicht und feindlichen Pfeilen und Bolzen geschützten Rundgang ermöglichen sollten, im übrigen aber gänzlich sturmfrei waren. Ob das Einlaßtor (u) in dieser Mauer eine Fallbrücke besaß, ist heute darum nicht mehr nachzuweisen, weil es zu verschiedenen Malen umgebaut wurde. Doch läßt die Enge des äußeren Zwingers (t) und das Fehlen jeder Spur am Burggebäude, die auf eine solche Vorrichtung deuten würde, dies nicht als wahrscheinlich erscheinen. Sie war auch schon deswegen entbehrlich, weil der Holzsteg im Kriegsfalle mit leichter Mühe entfernt werden konnte, und das Zwingertor nur in den äußern Zwinger führte. Durch diesen gelangte man, links abbiegend, in ziemlich steilem Anstiege nach dem weit festeren in der Schildmauer (r). Diese sprang von der südwestlichen Gebäudeecke

bis an den senkrecht in den Burggraben abfallenden Fels vor und hatte eine Dicke von ca. 2,50 m. Sie reichte mit glatten Wänden bis zum Dache des Burghauses hinauf und war vermutlich mit Steinplatten gedeckt. Das starke eichene Tor konnte auf der Innenseite durch einen Querbalken verriegelt werden, dessen Einlaßlöcher zu beiden Seiten noch vorhanden sind. Hinter ihm lag der breitere innere Zwinger (o). Da der Burgfels auf dieser Seite nur 1,5—2 m über die Mauer des Burghauses vorsprang, war er zu schmal für die Anlage eines Burghofes. Infolgedessen wurde die Außenmauer des schon genannten Zuganges zum Stallgebäude von der Quermauer im Halsgraben mit der Einlaßtüre an bis zum Stallgebäude in gleicher Stärke, wie die dieses Gebäudes, d. h. etwas über einen Meter, aufgeführt; aber in dieser Dicke nur bis zur Höhe des Burgfelsens. Sie diente als Fundament für die Zwingermauer, die man nur halb so stark darauf errichtete (Abb. 83). Diese Stufe wurde benutzt zur Auflage von hart an aneinander gelegten Eichenbalken, die mit dem andern Ende auf dem über die Burghausmauer vorspringenden Felsen ruhten, vielleicht auch für eine Holzdecke leichterer Konstruktion, da hier nur Fußgänger verkehrten. In beiden Fällen bildete sie den Estrich des inneren Zwingers und anderseits die Decke des langen Ganges (o) vom Halsgraben nach dem Eingange zum Stalle (p). Dieser wurde von fünf Lichtlucken, die auch, ähnlich denen im Stallgebäude, als Schießscharten dienen konnten, spärlich erhellt. Die Zwingmauer dagegen entsprach in Stärke und Anlage denen auf den übrigen Seiten der Burg. Später wurde der hintere Teil des Ganges zum Stalle überwölbt und infolgedessen wahrscheinlich der Zwingerestrich mit Kugelsteinen gepflastert. Doch erhielt sich eine unklare Erinnerung an den ehemaligen Holzestrich bei den Burgbewohnern bis ins 19. Jahrhundert, nur glaubten sie, er habe in einer schmalen Holzbrücke von dem Einlaßtor (r) in der Schildmauer nach dem eigentlichen Burgtore bestanden (vgl. Kl. Burgchronik S. 113), von der man in den oben offenen Gang zum Stalle hinuntergesehen hätte, was ausgeschlossen ist.

Der Zwingermauer gegenüber erhob sich mit starken Mauern das Erdgeschoß des Burghauses, aus dessen Kellern durch drei Licht- und Schießlucken ein in den Zwinger eingedrungener Feind aus nächster Nähe aber kaum sehr wirksam bekämpft werden konnte. Am Ende dieses 4½ m breiten inneren Zwingers, der wohl wegen seiner Lage immer etwas feucht war, führte das schon genannte Pförtchen (r) nach

dem Fruchtboden des Stallgebäudes (p). Ihm zur Rechten lag das größere Eingangstor zur Burg (s).

Die Burg (Abb. 83) bestand aus einem starken, rechteckigen Turme (u), dem Berchfrit, und dem Wohnhause oder Palas. Wie ein trotziger, mit starkem Schild bewehrter Krieger stellte sich ersterer auf der Bergseite einem feindlichen Angriffe entgegen, denn nur von da aus war der Burg auf Schußweite beizukommen. An ihn schmiegte sich südlich, wohlgeborgen gegen Wurf- und Pfeilgeschosse, das Wohngebäude, wie eine bedrohte Frau hinter dem Kampfschilde ihres abwehrbereiten Herrn. Die Mauerstärke des Turmes betrug im Erdgeschosse 3 m, gegen die Bergseite sogar noch etwas mehr. Nur die Zinnenbekrönung, welche lediglich den dahinter aufgestellten Schützen Auslug gewähren und Deckung bieten sollte, begnügte sich mit einer Mauerstärke von 1,75 m. Ein Turmhelm fehlte damals noch. Bewohnbar war der Turm (vgl. Längsschnitt Plan IV) nicht und vermutlich vom gewachsenen Felsgrund im Erdgeschosse bis zum zweiten Stockwerke (jetzt Archiv, III, A_3) hohl und vollständig finster. Gewöhnlich dienten diese schlauchartigen Turminnern als Gefängnisse, in die man die Gefangenen aus dem darüberliegenden Raume, nachdem sie sich auf ein Querholz (Knebel) gesetzt hatten, an einem langen Seile hinunterließ und dieses, wenn der Gefangene unten angekommen war, wieder heraufzog, sodaß dieser nun wirklich weder Sonne noch Mond und das Tageslicht nur etwa durch hochgelegene, schmale Lichtlucken zu sehen bekam. Dem obersten Raume unter der Zinne (über A_3) führte eine schmale Lichtscharte in der Wand gegen den Berg spärliches Licht zu, die zugleich einen geschützten Ausblick nach der Angriffsseite bot. Von ihm aus bestieg man auf einer Leiter oder einer Pflocktreppe durch eine Falltüre die Zinne. Eine schmale Türe nach dem Estrichboden des Burghauses gewährte den einzigen Einlaß zum obersten Turmgeschosse.

Das Wohnhaus oder der Palas war ebenfalls sehr stark gebaut. (Plan III, B—C.) Seine Seitenmauern nach dem Burghofe und dem zweiten Halsgraben (Ost- und Südseite) hatten im Erdgeschosse eine Dicke von 3 m, nach der vor Beschießung sichern Talseite hin dagegen nur noch eine solche von 1,50 m, in den beiden oberen Stockwerken an gleicher Stelle noch von 2 resp. von 1 m. Im Innern bestand es aus zwei völlig verschiedenen Teilen: dem Küchenhause (B) und dem Wohnhause (C). Diese Teilung war die landesübliche der Holzhäuser im Tale und wurde herübergenommen, als man anfing,

diese nach schwer zugänglichen Höhen oder durch die Natur geschützte Orte im Tale zu verlegen, aus Stein zu erbauen und durch Turm und Ringmauern wehrhaft zu machen. Zur Zeit, da die Wildegg erbaut wurde, konnte man sich in unsern Gegenden schon die Erfahrungen von ungefähr zwei Jahrhunderten in der Errichtung wehrhafter Steinhäuser zu Nutzen machen. Und wenn es damals auch gewiß noch recht wenige im Steinbau erfahrene Werkmeister gab, so mochten doch bei uns nie ganz verlernte römische Traditionen und die Nähe von Gegenden, da der Steinbau stets im Gebrauche geblieben war, solchen Unternehmungen weniger Schwierigkeiten bieten, als andernorts, wo die altgermanische Bauweise in Holz- und Fachwerk tiefer Wurzel gefaßt hatte, oder wo geeignetes Steinmaterial schwer zu finden war. Trotzdem kamen aber auch die beiden anderen Techniken hierzulande immer noch in Anwendung und zwar nicht nur für die obersten Geschosse der einfacheren Wohntürme und als Überbauten zur Verteidigung, sondern es wurden wahrscheinlich auch noch hie und da eigentliche Holzburgen („Schiterburgen") errichtet, namentlich wenn es sich um den raschen Bau einer neuen oder die Wiederherstellung einer zerstörten Anlage handelte, jedenfalls aber nicht so häufig wie im benachbarten Elsaß. Diese Holzbauten und ihre aus gleichem Material hergestellten Wehreinrichtungen ließen bei einer Zerstörung keine dem Zahn der Zeit trotzenden Überreste zurück, und so erklärt es sich denn auch, daß man heute an Burgställen, sogar solchen, auf denen einst angesehene Dynastengeschlechter ihre Wohnstätten errichtet hatten, keine Spuren von Mauerwerk findet und finden kann, obgleich die früheren Besitzer sich auch auf ihren neuen Steinburgen nach ihnen benannten.

Einen grundsätzlichen Unterschied zwischen den Wohnungsansprüchen und Wohngewohnheiten der besitzenden Freien und Unfreien im Tale und auf den Burgen gab es nicht, denn aus beiden wurden die Burgmannen als Dienstleute von den Dynasten, den ältesten Burgbesitzern, ausgewählt. Während aber im Tale der Baugrund den Unterkunftsbedürfnissen für Menschen, Vieh und Vorräte gewöhnlich keine engen Schranken zog und darum dort die altgewohnten Hofanlagen, welche diese verschiedenen Ansprüche durch verschiedene Einzelbauten befriedigten, noch lange beibehalten wurden, ehe man sie unter einem Dache oder doch in einer zusammenhängenden Gruppe vereinigte, war der Baugrund auf den Höhen für die Ausdehnung der Burgen ausschlaggebend. Auch ihre Einrichtung mußte sich ihm anbequemen, wobei natürlich

die künftige Verwendung entweder als feste Wohnsitze mehr zu Verwaltungszwecken oder als Wehrbauten für mehr kriegerische, wesentlich mitsprach. Denn wo vor allem militärische Forderungen befriedigt werden mußten, d. h. bei eigentlichen Vesten, traten die Ansprüche des Wohnungswesens in den Hintergrund, ähnlich wie man bei den „festen Häusern" die Befestigungswerke auf das Notwendige einschränkte. Immerhin wurde, wo es anging und die Mittel nicht fehlten, versucht, beide Forderungen zugleich zu befriedigen, so auf Wildegg und Brunegg, deren Anlage man nach gleichen Gesichtspunkten, soweit der Baugrund es zuließ, ausführte.

Damals war wohl in allen besseren Bauernhäusern die Zweiteilung in Küchenraum und Wohnraum, vielleicht auch schon mit abgesondertem Schlafraum für die Familie des Hausherrn und weiteren Kammern im Oberstocke für Familienangehörige, Dienstboten und Vorräte, durchgeführt. Städte gab es im Argau noch nicht und in den mehr oder weniger stark mit Wehrbauten von verschiedener Art gesicherten Siedlungen bei festen Türmen oder Burgen, wie zu Arburg, Aarau, Bremgarten, Brugg, Laufenburg, Lenzburg, Rheinfelden und an anderen Orten, wich die Bauart der Häuser von denen auf dem Lande wohl noch kaum ab, wenn schon ihre Bewohner zuweilen als Burgleute („burgenses") bezeichnet werden. Der Zweiteilung des Wohngebäudes begegnen wir auch auf Wildegg und Brunegg; doch mußten bei den Burgen für die weitere Ausgestaltung der beiden Abteilungen andere Ansprüche befriedigt werden, als bei den hölzernen Wohnhäusern im Tale. In die Erde gegrabene Keller als Vorratsräume gab es damals unter den letzteren noch nicht. Auf den Bergburgen, die, wenn immer möglich, auf dem gewachsenen Fels errichtet wurden, höhlte man diesen zu solchen Zwecken nur selten aus. Dagegen benutzte man hier, wie bei den Burgen im Tale, das Erdgeschoß, dessen Mauern einem Angriffe der Belagerungswerkzeuge und von Wurfgeschossen, besonders aber auch der Untergrabung auf alle Fälle Widerstand leisten mußten und darum sehr dick waren, nicht zu Wohnzwecken; denn man durfte darin keine Fenster anbringen, sondern höchstens an passenden Orten schmale Schießlücken zur Verteidigung. Auf Wildegg beträgt dessen Mauerstärke auf der Ost- und Südseite 3 m, auf der völlig vor Angriff gesicherten Talseite die Hälfte. Man sparte demnach am Mauerwerk, wo die Festigkeit der Burg darunter nicht litt. Als Nordwand diente der Turm. Die lange Ostwand gegen den Hof weist nur eine schmale Lichtlucke

Abb. 83. Wildegg im 13. Jahrhundert.

(Gestützt auf die Planaufnahmen nach den Anweisungen des Verfassers gezeichnet von G. Hartmann.)

auf, durch die sich kein menschlicher Körper hindurchzwängen konnte, die Südwand deren zwei, die eine dem Zwingertor gegenüber, die andere vor dem Haupteingang in der Schildmauer; beide dienten daher zur Bekämpfung eines schon in den schmalen Zwinger eingedrungenen Gegners, aber auch um den Räumen im Erdgeschosse einiges Licht zuzuführen. Die Westwand durchbrachen drei Schießscharten.

Der Innenraum des Burghauses bildete ein unregelmäßiges Rechteck in einer Länge von 15 m und einer Breite von 8½ m. Eine meterdicke Quermauer trennte es in zwei ungleiche Teile, einen kleineren, am Turme gelegenen von ca. 5½ m (Plan III B) und einen größeren von ca. 8½ m. Länge (III, C). Dieser war wieder durch eine meterdicke Längsmauer in zwei Teile unterschlagen, einen kleineren von 3½ m (C_2) und einen größeren, etwas tiefer gelegenen von 4½ m Breite (C_1). Alle drei Räume waren ursprünglich nicht gewölbt, denn wenige Werkmeister verstanden damals diese Kunst. Die beiden letzteren dienten als Keller, der erste dagegen, ein halbdunkles, schmuckloses Gelaß, als eine Art Eingangsflur (III, B_1). Man betrat sie durch das Tor des Burghauses (Plan I, r) vom innern Zwinger (o) aus. Durch dieses erhielt sie ihr Licht und zudem noch durch eine mit einer Falltüre verschließbare Lücke in der Decke, durch welche eine Pflocktreppe ins obere Stockwerk führte. In ihrer hinteren Hälfte lag der ummauerte Sodbrunnen (Plan III, f) mit einem hölzernen Überbau zum Aufziehen der Schöpfeimer. Solche Eingangsräume fanden sich, wo immer es anging, in den Burgen, später auch in den Häusern der besseren Kaufleute in den Städten, in den Gästhäusern und wo sonst ein regerer Verkehr von Pferden und Wagen war. Sie dienten zur Aufbewahrung des Reitzeuges, der Geschirre für Last- und Zugtiere, sofern der Stall dafür nicht geeignet war, und mannigfacher Gerätschaften zum Bedarfe in Haus und Hof, von Wäschgefäßen zufolge der Nähe des Brunnens, sowie zur Aufschichtung des Holzes für Küche und Heizöfen. Irgendwelchen Schmuck besaßen diese düsteren Räume, welche die Dienste versahen, die später die Schöpfe übernahmen, nicht. Ähnlich wie auf den Burgen, war ihre Verwendung in den Gasthäusern, während bei den Kaufleuten hier und in den Nebenräumen die Waren aufgestapelt wurden. Gleich rechts vom Eingange führte eine Türe (III, e) über einige Stufen hinunter in den ersten (III, C_2) und aus diesem links abermals über einige weitere in den noch etwas tiefer gelegenen zweiten Keller (III, C_1). Die Holztreppe, bestehend aus zwei schräg in der

Dielenlücke angelegten Balken mit darauf befestigten, dreiseitigen Holzpflöcken und einer Holzstange als Lehne, war steil und roh gezimmert, wie heute noch ähnlich in alten Kirchtürmen. Sie führte in den Küchenraum (über III, B_1). Er war größer als heute, denn er umfaßte auch noch den später davon abgegrenzten Korridor gegen die Wohnräume und reichte bis unter die Dachrafen. In seiner Mitte lag auf niederer Untermauerung die große Herdplatte, in ältesten Zeiten ohne Kamin, da der Rauch seinen Ausweg durch die schmalen, unverschlossenen Lichtlucken suchen mußte und durch das Dach, wie heute noch in den sog. Rauchhäusern der Berggegenden. Seine Beleuchtung erhielt er durch das stets unterhaltene Herdfeuer und mag darum recht düster gewesen sein. Auf dem Herde standen die ehernen Kochtöpfe und die Bratspieße. Als man später über der an die Turmwand gerückten Herdplatte einen Kaminhut aus Holz oder Flechtwerk mit einem geschlossenen Rauchabzug durch das Dach errichtete, da hängte man die Kochtöpfe mit eisernen Ketten an die eisernen Querstangen im Kaminhute auf. Dieser ruhte auf Kragsteinen, welche aus der Mauer hervorragten, den „scorensteinen" (scorrèn" = hervorragen), deren Namen man später in oberdeutschen Landen auf den geschlossenen Rauchabzug als „Schornstein" übertrug. Ein Teil dieses geräumigen Küchenraumes war unterschlagen für die Schlafstellen der Mägde[1], ein anderer wahrscheinlich als Milch- und Speisekammer. Unweit des Herdes stand der roh gezimmerte Schragentisch mit Bänken zur Einnahme der Speisen für Herrschaft und Gesinde. Noch im 18. Jahrhundert tafelten hier die Jagdgesellschaften und erzählten sich bei Schmause ihre Erlebnisse. Im Winter kürzte man sich am Herdfeuer durch allerlei Erzählungen die langsam dahinschleichenden Stunden, namentlich wenn Schneestürme die Burg zum Gefängnisse machten, bis dann etwa im Verlaufe der 14. Jahrhunderts ein wärmespendender Ofen im Wohnzimmer die Herrschaft vom Gesinde trennte. Hoch oben erblickte man nahe dem Dache einen hölzernen Steg. Er führte aus dem Dachraume des eigentlichen Wohnhauses hinüber nach dem einzigen Einlasse im Turme und in dessen oberstes Geschoß, wo nach Einnahme der Burg die Familie des Burgherrn mit den Verteidigern eine letzte, kurz bemessene Zuflucht fand. Um diese zu sichern, konnte der Steg leicht abgebrochen und in die

[1] Wahrscheinlich wurde erst bei der Abtrennung des Korridors die große kubische Nische, um Raum zu gewinnen, als eine Art Alkoven in die dicke Turmwand eingebrochen. Sie diente bis ins 18. Jahrhundert den Mägden als Schlafkammer.

Küche hinuntergeworfen werden. Solche gedeckte und ungedeckte hölzerne Verbindungsstege zwischen Wohn- und Wehrbauten waren im Mittelalter sehr beliebt und man brachte sie auf Burgen, in Klöstern und in Städten hoch durch die Luft von einem Gebäude zum anderen an, sodaß sie sich nicht immer durch ein Dach, wie in Wildegg, gedeckt, dem Auge entzogen, im Kriegsfalle dann aber auch weit mehr gefährdet waren.

Eine beinahe meterdicke Mauer trennte das Küchengebäude vom eigentlichen Wohnhause (III, C). Sie bot der Ausbreitung eines Brandes wirksamen Halt. Der Raum, welchen man von der Küche aus durch eine Türe betrat, verbreitete sich über das ganze erste Stockwerk (III, über C_1, C_2). Er diente der Familie des Burgherrn zum Wohnen und Schlafen und erstreckte sich über den heutigen westlichen Korridor hinaus bis an die Hausmauer. Auf der Ost- und Südseite spendeten ihm je zwei, auf der Westseite drei Fenster Licht. Sie waren klein, zwei- oder dreiteilig, oben spitz- oder rundbogig, mit Gewänden und Bänken aus Sandstein und ohne Verglasung (Abb. 83). Das Licht konnte darum nur durch die tiefen, nach innen verbreiteten Fensternischen eindringen, wenn die schmalen Öffnungen nicht durch eingelegte Bretter oder doch durch Tuch zum Schutze gegen Kälte und Unwetter geschlossen werden mußten. Geschah dies, was wohl zur Winterszeit fast immer zutraf, so war man auch am Tage auf Talglicht oder Kienspahn angewiesen. Das Wohnen bot darum zu dieser Jahreszeit in den Burgen so wenig Freude, wie in den noch einfacheren Bauernhäusern, und wir begreifen die Klagen der Dichter über die harte, freudenlose Winterszeit, wie ihren Jubel, mit dem sie den grünenden Anger mit den ersten Frühlingsblumen begrüßten. Gemauerte, mit Kissen belegte Bänke in den Nischen boten Sitzgelegenheit zur Verrichtung von Handarbeiten für die Hausfrau und die größeren Töchter und bei mildem Wetter Ausblick ins blühende Land, der für manches Ungemach entschädigen mochte. Das Innere des Raumes blieb aber in freudlosem Halbdunkel. Spärlich und auf die notwendigsten Bedürfnisse beschränkt war auch das Mobiliar. Es bestand aus den Betten und einigen Truhen zur Bergung alles dessen, worauf man besonderen Wert legte. Die Gebrauchskleider dagegen hingen an Pflöcken den Wänden entlang mit dem Rüstzeug und den Waffen für Krieg und Jagd, sofern nicht höherer Wert ihrer Aufbewahrung größere Sorgfalt zuwendete. Für den Schmuck, die kostbaren Gürtel und die kleinen, oft kunstvoll geschnitzten und bemalten Kästchen, in denen man solche Kleinode barg, für die Urkunden und den Lederbeutel,

der in zahlreichen Taschen das nach Wert und Prägung genau geschiedene Geld enthielt, ließ man an geeigneter Stelle eine Nische in die dicke Wandmauer brechen, die mit fester Türe verschlossen werden konnte. Man darf dabei nicht vergessen, daß im früheren Mittelalter selbst bei Begüterten die Wohn- und Schlafräume, wie bei primitiven Völkern noch heute, eigentlich nur ein Notbehelf zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung, besonders während der rauhen Jahreszeit und bei Regenwetter waren. Man mied sie darum am Tage, wenn immer ein Aufenthalt im Freien möglich war, wo helles Licht und frische Luft reichlich Ersatz boten für die wenigen Vorzüge, welche die düsteren, noch nicht durch Glasfenster verschließbaren Wohnräume den Bauern wie den Burgbewohnern in fast gleicher Dürftigkeit boten.

Aus diesem großen Wohn- und Schlafraume des Burgherrn und seiner Familie führte wieder eine Pflocktreppe, wie die schon geschilderte, nach dem oberen Stockwerke. Es war niedriger als das untere, wenig über 2 m hoch, wie dies ein angebrannter Balkenkopf in der Westmauer bewies,[1] demnach etwa wie die Stuben in alten Bauernhäusern, und enthielt weitere Schlaf- und Vorratskammern für Familienangehörige, Besuch und Gesinde. Von der Einfachheit ihrer Ausstattung können wir uns heute kaum mehr eine richtige Vorstellung machen, und nur in den Schlafkammern für Gäste mögen die gewöhnlich mit roter Farbe bemalten Riegel der Wände Füllungen mit geweißeltem Verputz aufgewiesen haben, während der Backsteinplättchenbelag des Bodens nicht nur das Ungeziefer fernhielt, sondern auch bei einem Brande dem Feuer den Weg nach dem unteren Geschosse wehrte.

Über diesem Stockwerke lagen die Estriche, die man wahrscheinlich auf leiterartigen Stiegen erklimmen mußte, und in die vielleicht noch einige weitere Kammern eingebaut waren. Aus dem untersten Estrich gelangte man durch eine Türe nach dem schon erwähnten Holzstege, der über den Küchenraum hinweg nach dem obersten Turmgelasse führte. Der einzige Abtritt war als kleiner Erker auf der Westseite des Stallgebäudes an die Kornkammer angebaut (Plan I, p); daneben behalf man sich mit Holzkübeln.

---

[1] In der Westwand der Ofennische der vorderen Schlafkammer, etwa in Brusthöhe. Man scheint demnach nach dem Brande das erste Stockwerk auch etwas erhöht zu haben.

Ob in dem einem der Burghöfe (I, h, k) schon Stallungen und Futterräume für Groß- und Kleinvieh standen, ist nicht sicher, doch scheinen Fundamentmauern unter dem 1661 erbauten, noch heute stehenden Stallgebäude auf eine frühere, kleinere Baute zu ähnlichen Zwecken zu deuten. Die Errichtung solcher in Burgen zu militärischen Zwecken empfahl sich im allgemeinen der großen Feuersgefahr bei Belagerungen wegen nicht. Wohl war die Milch auch bei den Burgbewohnern beliebt. Allein da man erst seit dem 18. Jahrhundert die Stallfütterung für das ganze Jahr einführte, nächtigte das Vieh während der milderen Jahreszeit auf der Weide und suchte nur bei Unwetter vorübergehenden Schutz in primitiven Ställen, die außerhalb der Burgmauern lagen. Darum blieb der Haferbrei das Hauptnahrungsmittel. Immerhin war es möglich, zur Not während einer Belagerung einige Milchkühe im Pferdestalle oder in dem langen Zugange zu demselben unterzubringen und ebenso das zu ihrer Ernährung notwendige Futter rechtzeitig einzulagern.

In dem einen der beiden Burghöfe lag das Gemüsegärtchen der Burgfrau, worin sie wahrscheinlich auch einige Blumen zog, schon weil die Jugend bei festlichen Anlässen auf die Schappel[1] als allgemein beliebten Kopfschmuck nicht verzichtete.

Die verbreitete Vorstellung dagegen, es wären im Kriege die Landleute der Umgebung in größerer Zahl mit ihrer Habe in den Burghöfen auf längere Zeit geborgen worden, muß aufgegeben werden. Denn einmal hätten diese Burghöfe gegen die Geschosse keinen Schutz geboten und anderseits wäre eine Verpflegung eines so stark vermehrten Haushaltes auf die Dauer äußerst schwierig geworden. Denn wir kennen Beispiele genug, daß sich selbst die ständigen, vielleicht um wenige Kriegsleute verstärkten Insaßen gegen Aushungerung nur kurze Zeit zu halten vermochten, wenn sie nicht, wie dies vorkam, durch heimliche Zugänge verproviantiert werden konnten oder Drohungen mächtiger Gönner den Belagerer zum Abzuge bewogen.

* * *

Wie wir schon vernahmen (S. 25), ging die Lenzburg nach dem Aussterben des kyburgischen Geschlechtes im Mannesstamme (1263 und 1264) an die mit dem Grafen Eberhard von Habsburg-Laufenburg vermählte Tochter Hartmanns V., Anna, über, wobei ihr ehemaliger Vormund

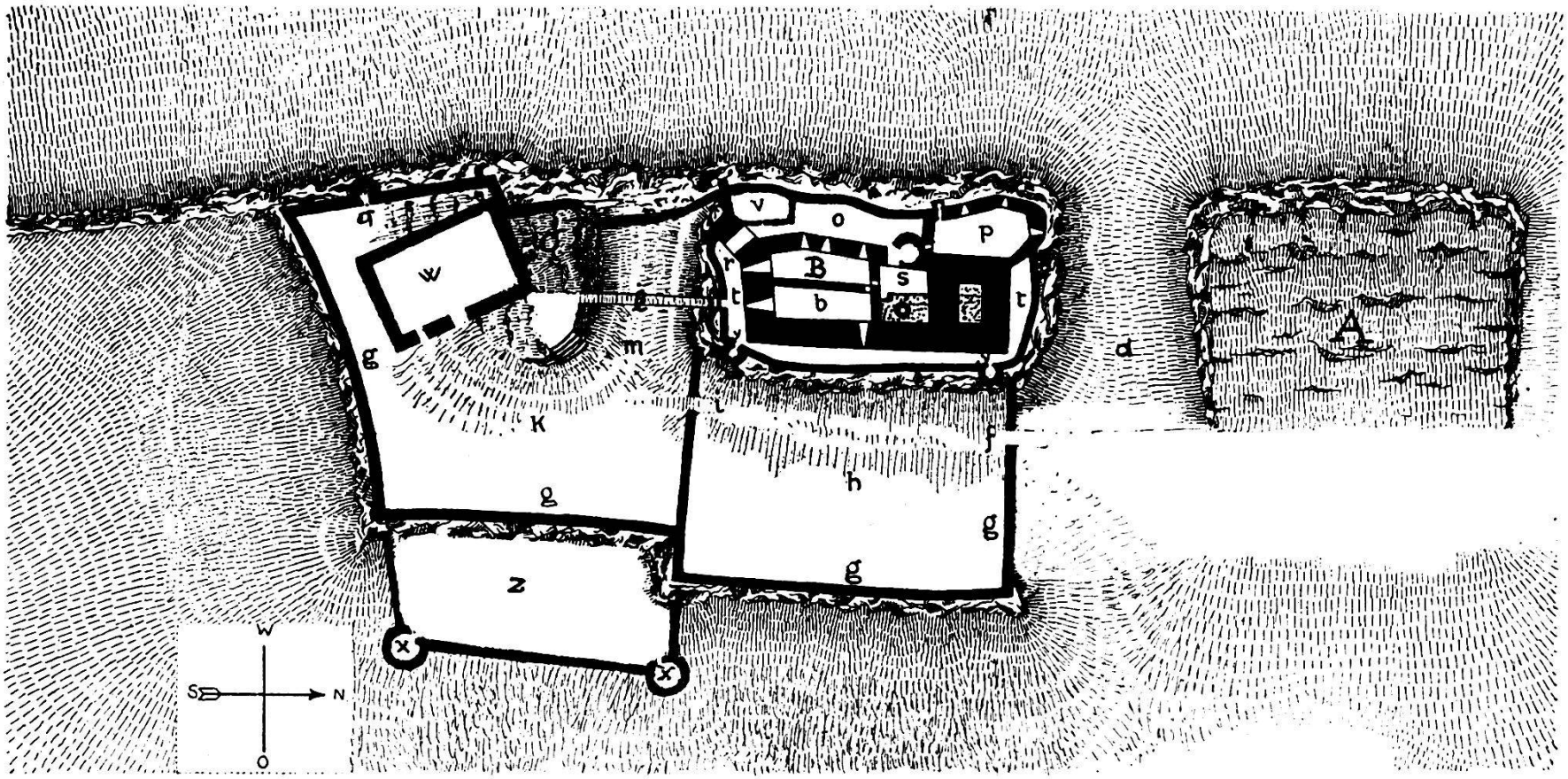
[1] Blumenkränze in das Haar für Kinder, junge Damen und Herren.

und Vetter, Rudolf IV. von der habsburgischen Hauptlinie, der spätere deutsche König, es verstand, sie zu bewegen, ihm mit diesem stolzen Schlosse auch die anderen kyburgischen Besitzungen zwischen Aare und Reuß um eine angemessene Entschädigung zu überlassen. Damit hörte die ursprüngliche Bestimmung der beiden Burgen Wildegg und Brunegg als Vorwerke der Habsburg gegen die Lenzburg und die anderen kyburgischen Besitzungen in deren Umgebung auf und machte die ersteren zu einfachen habsburgischen Dienstmannensitzen, denen keine besondere militärische Bedeutung mehr zukam. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erscheint darum die Wildegg, wahrscheinlich als österreichisches Lehen, im Besitze des angesehenen habsburgischen Dienstmannengeschlechtes der Herren von Hallwil, deren festes Wasserhaus nur wenig mehr als zwei Stunden südlich, unweit des Ausflusses des Aabaches aus dem Hallwilersee lag (vgl. S. 56 ff.). Ob und welche baulichen Veränderungen sie in jenen Zeiten erfuhr, läßt sich heute nicht mehr ermitteln. Vermutlich bekam damals schon der Berchfrit einen Helm, da der Bodenbelag der dem Wetter ausgesetzten Zinne wohl nie ganz wasserdicht und das Turmgelaß darunter darum feucht war. Daß die Burg bei der Eroberung des Argaus im Jahre 1415 noch als wehrhaft galt, geht aus dem Benehmen der Bernertruppen hervor (S. 58/59). Weniger mag zu deren Unterhalt getan worden sein, seit sie nach 1437 als Spekulationsobjekt mehrmals ihren Besitzer wechselte. Trotzdem dürfte ihr Zustand noch ein ordentlicher gewesen sein, als sie 1484 durch Kauf in den Besitz des Kaspar Effinger von Brugg überging. Denn er mußte sich verpflichten, das Schloß im Kriegsfalle Bern als offenes Haus, d. h. als Veste, die, mit einer Besatzung belegt, einen kräftigen Widerstand zu leisten vermochte, zur Verfügung zu halten (vgl. S. 64/65 und 74 75). Auch im Innern der Burg mögen manche Veränderungen, welche vermehrte Wohnungsansprüche späterer Zeiten zu befriedigen hatten, getroffen worden sein, wie ein geschlossener Rauchabzug in der Küche, Glasfenster im Wohnraume, und in der davon abgetrennten Schlafkammer und damit vielleicht in Verbindung ein Kachelofen, um den sich die Burgfrau mit ihren Kindern versammelte, wenn draußen die Stürme das Schloß umtobten, während das Gesinde, wie bisher, sich an der Herdglut wärmte und mit Erzählungen und derben Scherzen die Zeit kürzte.

II. Vom Wiederaufbau der Burg nach dem Jahre 1552 bis zu ihrem Umbau durch Bernhard Effinger am Ende des 17. Jahrhunderts.

(Pläne II—VI.)

Als durch Blitzschlag am 10. April 1552 die Burg völlig ausbrannte (S. 85), erinnerte Bern den unglücklichen Besitzer sofort daran, daß beim Wiederaufbau ihre wehrhafte Anlage erhalten bleiben müsse (S. 86). Seit ihrer Erbauung hatten sich zufolge der Erfindung und Verbesserung der Schießwaffen die Ansprüche an eine solche wesentlich geändert. Trotzdem dürfen wir annehmen, daß an den nicht zerstörten Wehranlagen ihrer Umgebung damals wenig geändert worden sei, da schon die Wiedereinrichtung der ausgebrannten Gebäude ihrem Besitzer schwer genug fallen mochte. Holz- und Mauersteine waren in der Nähe auf eigenem Grund und Boden zur Genüge vorhanden, doch stand es jedenfalls knapp um die Mittel zur Löhnung der Werkleute. Die Arbeiten gingen darum sehr langsam von statten. Dafür bot dieser Umbau Gelegenheit, vor allem die veralteten Einrichtungen des Wohngebäudes mit bescheidenem Aufwande den Forderungen der Zeit anzupassen. Zunächst sorgte man für eine bessere Verbindung der Stockwerke durch die Erbauung eines Treppentürmchens (Schnecke, III, J) in der Ecke zwischen Küchenhaus (III, B) und Stallgebäude (III, D). Letzteres wurde wohl wieder, wie früher, mit der Kornkammer bis zur Höhe des ersten Stockwerkes des Burghauses aufgeführt. Beide erhellten ihre Zugänge nun durch diesen Turmbau. Ein bemalter Wappenstein Effinger-Hallwil (in einer Heiznische neben dem Eingange ins untere Eßzimmer, die ehemalige Kornkammer, der bei späteren Umbauten dahin versetzt worden sein mag) trägt die Jahrzahl 1554. Die Aufräumungsarbeiten scheinen demnach lange gedauert zu haben. Eine Nebentüre im Türmchen führte in die ehemalige Eingangsflur (III, B_1), die nun nur noch indirektes Licht aus diesem durch ein kleines Fensterchen erhielt und infolgedessen fast gänzlich dunkel war. Der Raum wurde darum auch nur noch in seinem vorderen Teile als Keller benutzt; im hinteren, durch eine Mauer unterschlagenen, führte man die Zisterneneinfassung (III, f) bis in die Küche hinauf und füllte den übrigen Teil mit dem Schutte, der als Überrest der früheren Stockwerke beim Brande heruntergefallen war.



Wildegg im 17. Jahrhundert.

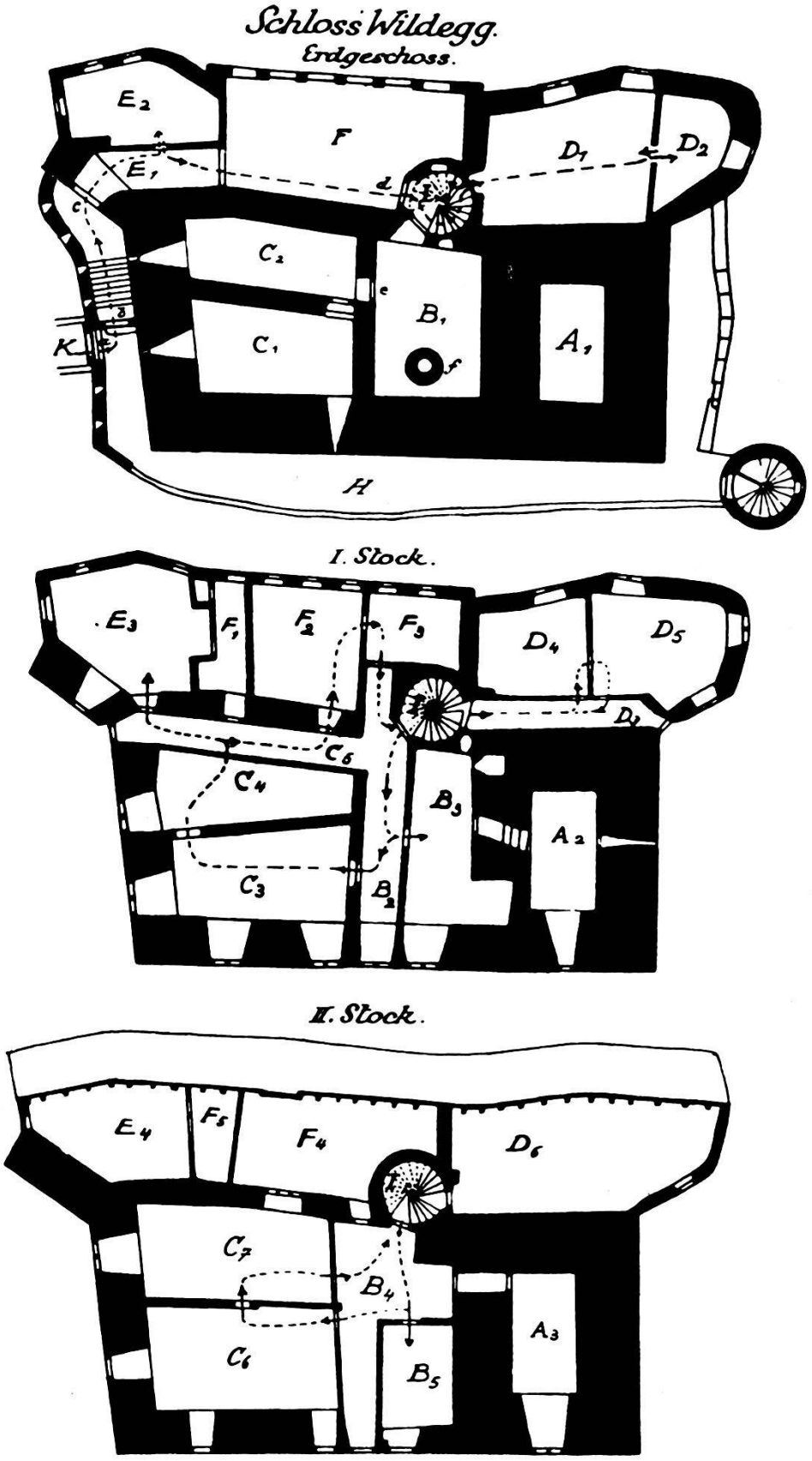
Ebenso ließ man auch im Berchfrit (III, IV, A_1) den Schutt liegen und errichtete darüber, etwas tiefer als das erste Stockwerk des Burghauses, einen festen Boden (IV, A_1). Die beiden früheren Keller (III, IV, VI C_1, C_2) wurden als solche weiter benutzt, erhielten aber Tonnengewölbe. Im ersten Stockwerke des Burghauses trennte man von der Küche einen Gang (Korridor) ab (III, IV, B_2), den man vom Treppenturme aus durch eine breite Türöffnung betrat. Ein zweiter, ähnlicher Wappenstein über derselben, wie der schon oben genannte, trägt die Jahrzahl 1558. Demnach waren die Wiederherstellungsarbeiten noch sechs Jahre nach dem Brande nur bis zum ersten Stockwerke ausgeführt. Nun wurde auch die Küche (III, IV, V B_3) eingedeckt und zu ihrer Belichtung in die Mauer gegen den Hof ein Fenster ausgebrochen. Dazu erhielt sie wohl damals schon einen fest konstruierten Rauchfang über dem Herde mit einem Kamin, einen Backofen und eine Rauchkammer im oberen Stockwerke. Sie diente nach wie vor auch als Eßraum. Am Abend versammelte sich das männliche Dienstpersonal um den Herd, wobei der Schloßherr vom Hausmeister und den Jägern die Tagesmeldungen entgegennahm und die Arbeiten in Wald und Feld für den kommenden Tag besprach. Nach größeren Jagden tafelte man hier, wie früher, mit den Gästen, damit man sich umso freier unterhalten konnte, während die Hunde sich um die unter den Tisch geworfenen Knochen zankten.

Um für den durch die Abgrenzung des Ganges verlorenen Raum Ersatz zu bekommen, durchbrach man die 3 m dicke Turmmauer mit einem etwas nach abwärts führenden Gang und führte der so gewonnenen Speisekammer im Turme (III, IV, A_2) durch Ausbruch eines Fensterchens nach dem Hofe Licht und Luft zu, während die schon bestehende Lichtlucke nach der Nordseite durch ein Mäuerchen verschlossen wurde. Ein eingespanntes Tonnengewölbe trennte diesen Raum vom oberen Turmgeschosse (III, IV, A_3). Auch für den Gang (III, B_2) wurde ein Fenster ausgebrochen. Dieser diente im Sommer als Vorzimmer, wo Boten empfangen und abgefertigt wurden, Arme und Hilfsbedürftige eine Gabe erhielten und die Hausfrau auf einem langen Tische mit scharfem Auge die von den Webern gebrachten Tücher prüfte, um sie nachher für künftigen Bedarf in Truhen und Schränken zu bergen.

Der frühere große Wohnraum (III, C_3) erhielt erweiterte Fenster-Öffnungen mit hübsch profilierten Kreuzstöcken und Butzenscheiben, wobei

in den oberen Flügeln bunte Wappenscheiben als Geschenke von Freunden und Bekannten, wie sie gute Sitte damals Neubauten zuwendete, nicht gefehlt haben werden. Schon vor dem Brande hatte man von diesem Raume ein Schlafgemach (III, IV, C4) für den Burgherrn und dessen Gattin abgetrennt, da sich diese, wie wir vernahmen (S. 85), von dem zündenden Blitzschlage in früher Morgenstunde erschreckt, kaum aus dem Bette zu retten vermochten. Wahrscheinlich wurde diese Trennung auch jetzt nicht durch eine feste Scheidewand ausgeführt. Vielmehr scheinen, wie Julie von Effinger (Chronik S. 312) berichtet, gewirkte Teppiche verwendet worden zu sein, von denen Überreste mit anmutigen Landschaften und zierlichen Figuren in recht vandalischer Weise später dazu benutzt wurden, bei der „Metzgete" und „ähnlichen häuslichen Arbeiten den Küchenboden zu schonen." Wie dem sei, sicher ist, daß noch heute die Trennung von dem Wohnraume (mit Ausnahme der Umgebung des erst später eingebauten Kamins) nur durch Wandschränke hergestellt wird und man darum durch einen solchen hindurch von einem Raume in den anderen gelangt. Gewiß fehlte dem Wohnraume nun auch nicht mehr der große, wärmespendende Kachelofen, dem eine Anzahl grüner, noch im Estrich und anderswo eingebauter Reliefkacheln angehört haben dürfte, bevor er 1754 dem jetzt noch vorhandenen weichen mußte. Auch die drei Fenster des Schlafraumes wurden bei diesem Anlasse erweitert und mit Kreuzstöcken versehen, doch blieb nur das gegen den Halsgraben erhalten, weil die anderen nach der Westseite bei späteren Erweiterungsbauten, wie wir noch hören werden, in Türen verwandelt wurden. Über die Ausstattung der beiden Räume fehlt uns für diese Zeit jede Nachricht. Das Wohnzimmer zierte vermutlich das schöne Büffet (Abb. 28, S. 86), welches heute in dem angrenzenden Eßzimmer (Abb. 84) steht und früher wahrscheinlich in ein Wandtäfel eingebaut war, vielleicht aber im Schlosse Wildenstein, von wo es als Heiratsgut der ersten Gemahlin Hans Thürings mit anderem Hausrat nach Wildegg herüber gekommen sein mag. Im ersten Falle hätte es am Ende des 17. Jahrhunderts anläßlich der Umbauten Bernhard Effingers der gegenwärtigen Vertäfelung weichen müssen, wobei man es immerhin wertvoll genug fand, um ihm an anderem Orte ein Plätzchen zu gönnen. Im übrigen aber blieb von dem damaligen Mobiliar nichts erhalten. Denn der große, aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammende Schrank mit den Wappen von Mülinen und von Bärenfels gehörte nachweisbar dem Heiratsgute an, das 1640 von Wildenstein

Plan III.



Das Schloß nach den Umbauten Bernhards zu Ende des 17. Jahrhunderts.

nach Wildegg hinüber kam[1] und wahrscheinlich auch die beiden schönen Truhen ähnlicher Art. (Alle drei Möbel stehen zur Zeit in dem als Eßzimmer ausgestatteten früheren Schlafzimmer.) Eine kleine, verschließbare Wandnische in der Mauer des Schlafzimmers gegen den Halsgraben diente zur Aufbewahrung der obrigkeitlichen Reisgelder. So

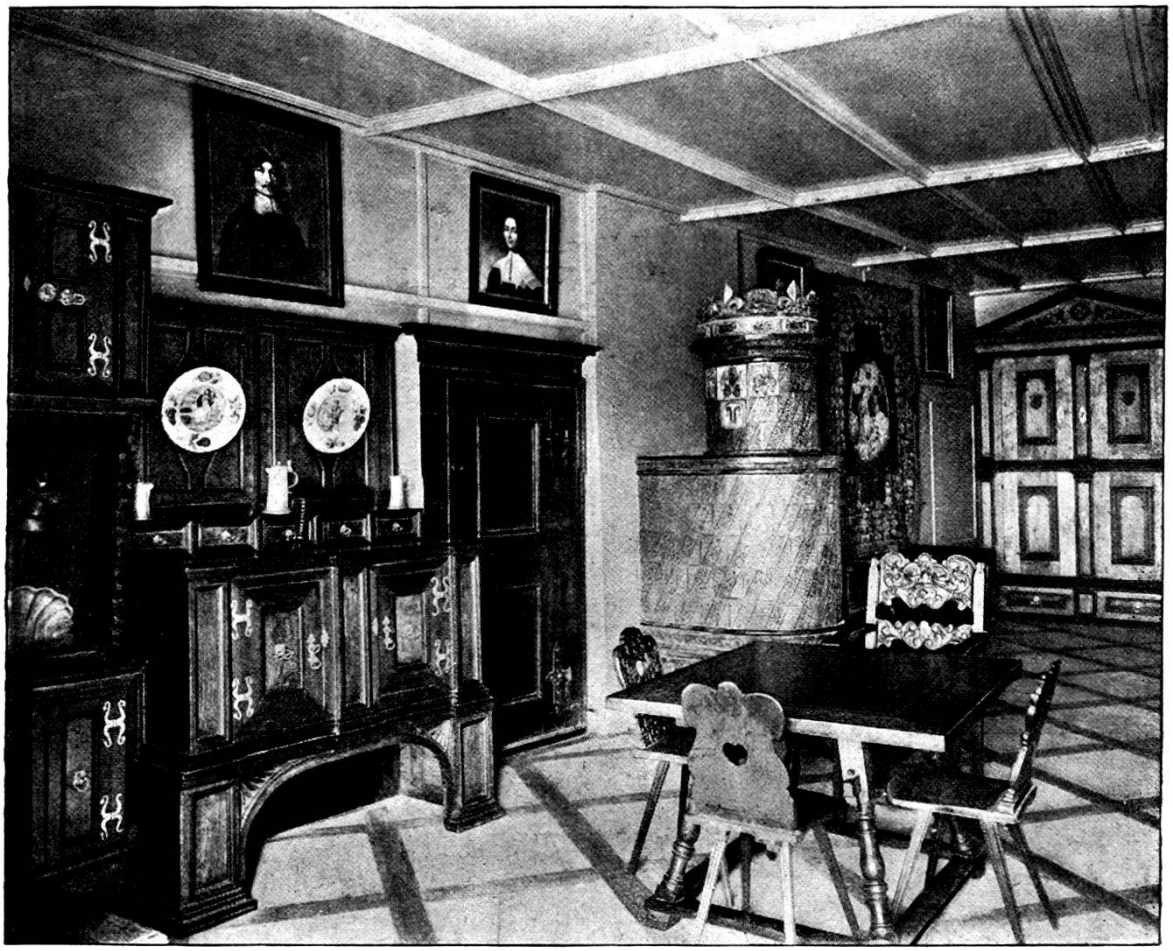


Abb. 84. Das frühere Schlaf-, spätere Eßzimmer in seiner gegenwärtigen Ausstattung.

nannte man den Sold für die Löhnung der Mannschaften bei Kriegsaufgeboten, der während der Friedenszeit angesammelt wurde. Als die Aufhebung dieser Institution den Aufbewahrungsort überflüssig machte, ließ man die Nische hinter dem Wandtäfel verschwinden. Ein zweites Wandschränkchen in der rechten Seite der mittleren Fensternische

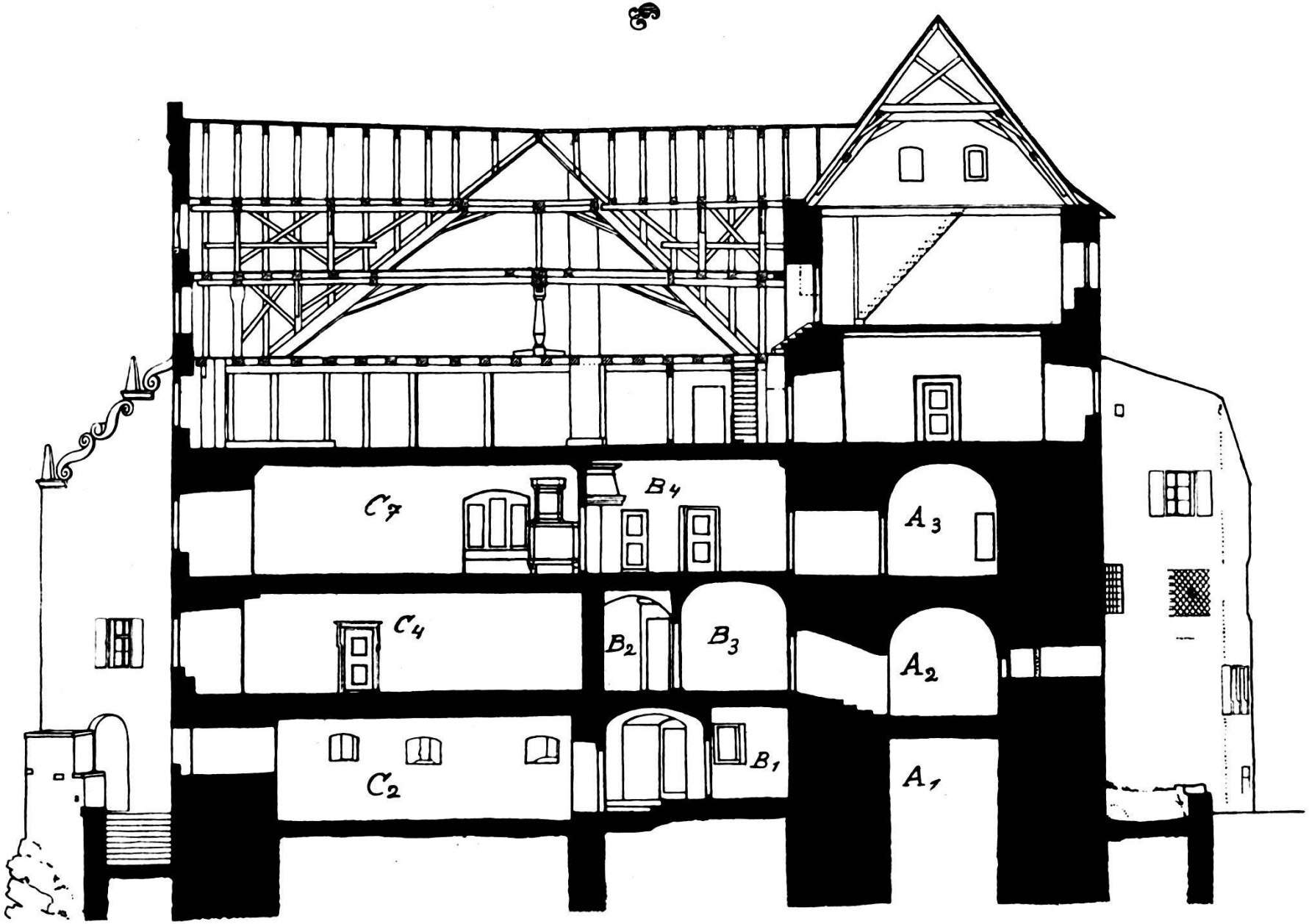
[1] Die frühern Besitzer waren Hans Ludwig von Mülinen (1525—1572), Herr zu Wildenstein, und Ursula von Bärenfels († 1574), die Urgroßeltern der Gemahlin Hans Thürings, Johanna Margaretha v. Mülinen zu Wildenstein.

des Wohnzimmers barg die Hausapotheke. Auch dieses wird heute vom Wandtäfel verdeckt.

Über die Schneckentreppe hinauf gelangte man in das zweite Stockwerk. Es wurde nach dem Brande etwas höher aufgeführt und enthielt wahrscheinlich, wie früher, die Schlafkammern für Familienangehörige und Gäste. Da man es später umbaute, läßt sich über seine damalige Einrichtung nichts Bestimmtes berichten, doch dürfte der gesamte Raum über der Küche und dem Korridor des unteren Stockwerkes (III, IV, V, B_4, B_5) als geräumiger Vorplatz verwendet und nur der über den beiden unteren Zimmern (III, IV, V, C_6, C_7) mit Holzwänden in Schlafkammern unterschlagen worden sein. Die Decken zeigten zu jener Zeit in den Gängen und Vorplätzen wohl überall noch die Tragbalken des oberen Geschosses und ebenso in den Schlafkammern, deren Bodenbelag aus Backsteinplättchen hergestellt wurde. Die Scheidewände der Kammern waren aus starken, aufrechtstehenden Brettern gezimmert, aber aus Sparsamkeitsrücksichten nicht einmal bemalt, ebensowenig die Deckenbalken und Füllbretter.

Auch auf diesem Stockwerke wurde nun die Turmwand durchbrochen und ein zweiter gewölbter, mit einem breiten Fenster gegen den Hof belichteter Raum geschaffen, während man die frühere Lichtlucke gegen Norden vermauerte (III, IV, A_3). Man nannte ihn das Gewölbe. Da bei dem Brande viele Urkunden und wohl auch sonstiger wertvoller Besitz zugrunde gegangen waren, sollte er wahrscheinlich zunächst den neu erworbenen oder ererbten bergen und war darum mit einer eisernen Türe und gegen das Wohnhaus am Ende des langen, schlauchartigen Durchganges nochmals mit einer hölzernen verschließbar. Tatsächlich wurden darin nach den Überlieferungen auch der schöne gotische Maserkopf (Abb. 21, S. 74), die alten Siegelstempel mit den wichtigsten Dokumenten und Manuskripten, später auch der sogenannte Effingerbecher (Tafel VII, Abb. 45, S. 116) u. a. aufbewahrt, wofür man wahrscheinlich die Schrankniche in der Westmauer ausbrach. Später diente dieses Gewölbe, wie wir noch hören werden, zwischen hinein auch als Schlafraum und Vorratskammer, wie es die Bedürfnisse wünschbar machten. Da damals das Treppentürmchen, wie dies ein Schlußgesimse heute noch deutlich genug bezeugt, unmittelbar über diesem Stockwerke überdacht war, so führte die steinerne Schneckentreppe ursprünglich auch nur bis zu demselben und von da an eine Holztreppe vom Vorplatze nach dem Estrichgeschosse. Dieses war ein niedriger,

Schloss Wildegg
Längsschnitt.



Plan IV.

nach der Hofseite abgeschrägter Raum, der wohl keinen praktischen Zwecken mehr diente und nur auf der westlichen Hälfte aufrechten Hauptes begangen werden konnte. Von hier aus führte unweit des Treppendurchlasses eine Türe in das oberste Turmgelaß (IV, über A_3). Dieses war nur mit einer hölzernen Balkendecke abgeschlossen und diente als Vorratskammer, vielleicht auch als Schlafraum für Dienstboten. Als im Jahre 1640 der Getreidesegen ein außergewöhnlich reicher wurde, mußte es auch diesen Überfluß, der nirgends sonst unterzubringen war, als Kornschütte bergen. Auf jeder der drei freien Turmseiten führte ihm ein Fenster Licht zu. Wenn nicht schon vor dem Brande anläßlich der Errichtung des ersten Turmdaches, so wurde nun die Zinnenmauer in Stockwerkhöhe aufgeführt und damit ein neuer, gut belichteter Raum geschaffen, indem man die früheren Schießlucken in den Zinnen zu Fenstern umbaute, sodaß er auf jeder Seite deren zwei besaß. Man gelangte nach ihm wahrscheinlich durch eine Pflocktreppe aus dem unteren Gelasse. Dieser Raum mag zur Aufspeicherung von Vorräten gedient haben. Aus ihm führte eine zweite Pflocktreppe nach dem Dachgeschosse des Turmes (vgl. IV). Da dessen Satteldach auf den Giebelseiten nur wenig abgewalmt war, wurden auch hier in den beiden Giebelmauern je zwei kleine rechteckige Fensterchen angebracht.

Der Estrichboden des Wohnhauses war mit roten Backsteinplättchen belegt, die der Weiterverbreitung eines Brandes im Dachstuhl Schranken setzen und das Durchsickern des Schneewassers verhindern sollten. Denn Ziegelbedachung und Fensterschlüsse vermochten in den Winterstürmen das Eindringen des Schnee's nicht zu verhindern und noch im 18. Jahrhundert gehörte dessen Fortschaffnng zu den Pflichten des Schloßverwalters, wenn die Herrschaft mit ihren Dienstboten abwesend war. Vom Estrich gelangte man dem Turme gegenüber durch eine schmale Türe in den kleinen Fachwerk-Überbau auf der Schildmauer hoch über dem Burgeingang. Wie schon bemerkt, waren solche leichte, in Riegelwerk zur Verteidigung von Eingängen und anderen Zwecken errichtete kleine Über- und Anbauten im Mittelalter sehr beliebt und klebten überall, wie die Ansichten von Städten und Burgen aus dem Ende des 15. und dem 16. Jahrhundert zeigen, wie große Vogelnester auf und an den Verteidigungsmauern. Auf Wildegg scheint man diesem in die Lüfte hinausragenden Häuschen, von dem man gewiß die prächtigste Rundsicht genoß, besondere Sorgfalt zugewendet zu haben, da, wie noch Spuren beweisen, das Türgewände mit grauen Ornamenten, ähnlich

den noch zu besprechenden im Turmgemach, die angrenzende Wand sogar mit bunten geschmückt war. Sie dürften aus zwei verschiedenen Zeiten stammen. Leider wurden sie bei dem Umbau Bernhards dermaßen zerstört, daß heute nur noch wenige Spuren davon vorhanden sind.

Zufolge der Aufschüttung des untersten Turmgeschosses und der Unterschlagung seines oberen Teiles in gewölbte Räume ging das frühere Gefängnis verloren. Zwar besaß der Herr auf Wildegg nur die niedere Gerichtsbarkeit und benötigte darum keiner Behältnisse für eine längere Gefangenhaltung von Verbrechern. Dafür dürfte er umso häufiger in den Fall gekommen sein, verdächtige fahrende Leute, Holzdiebe und Wildfrevler, Trinker und freche Buben einzusperren, bis sie ihre Strafe verbüßt hatten oder an den Landvogt auf Lenzburg zu weiterer Behandlung überliefert wurden. Um diesem Mangel abzuhelfen, verwendete man für solche Zwecke das nördliche der beiden Rundtürmchen, die man nun an den beiden Ecken der Zwingermauer gegen den äußeren Burghof, wahrscheinlich auch zu dessen Verteidigung baute (II, y und Abb.. 85, 86). Sie klebten an die vorspringenden Burgfelsen an, deren Dauerhaftigkeit man überschätzte. Infolgedessen stürzte das vordere bei einem Erdbeben im Jahre 1774 in den Hof hinunter, worauf man die Überreste gänzlich abtrug. Das Gefängnistürmchen wurde mit der Zeit ebenfalls baufällig, und da die neuen politischen Zustände seit dem Jahre 1803 dem Burgherrn auf Wildegg auch die niedere Gerichtsbarkeit entzogen, ließ man es 1811 abtragen, da man schon früher die Übeltäter in dem zu Gefängnissen eingerichteten ehemaligen Pferdestalle einsperrte, nachdem er durch die Erbauung eines besonderen Stallgebäudes seit 1661 unbenützt geblieben war.

Durch ein weiteres halbrundes Türmchen (II, q, Abb. 85, 86) scheint bei dem Wiederaufbau der Burg auch die Ringmauer auf der Westseite des inneren Burghofes verstärkt worden zu sein. Es diente wohl zum Auslug und zur Verteidigung dieser allerdings wegen der Steilheit des Felshanges nicht stark gefährdeten Front. Nach Erbauung des Stallgebäudes II, w, Abb. 85, 86) geriet es in Vergessenheit und wurde zu unbekannter Zeit bis auf die Fundamente abgetragen, sofern es nicht das bereits genannte Erdbeben gewaltsam zerstörte.

Schließlich dürfte zu dieser Zeit auch die Erweiterung des inneren Burghofes durch die Anlage eines neuen Gemüsegartens erfolgt sein (II, z, Abb. 85, 86). Man stellte ihn auf der Ostseite unterhalb des niederen Felsbandes als eine künstlich verebnete Terrasse her und

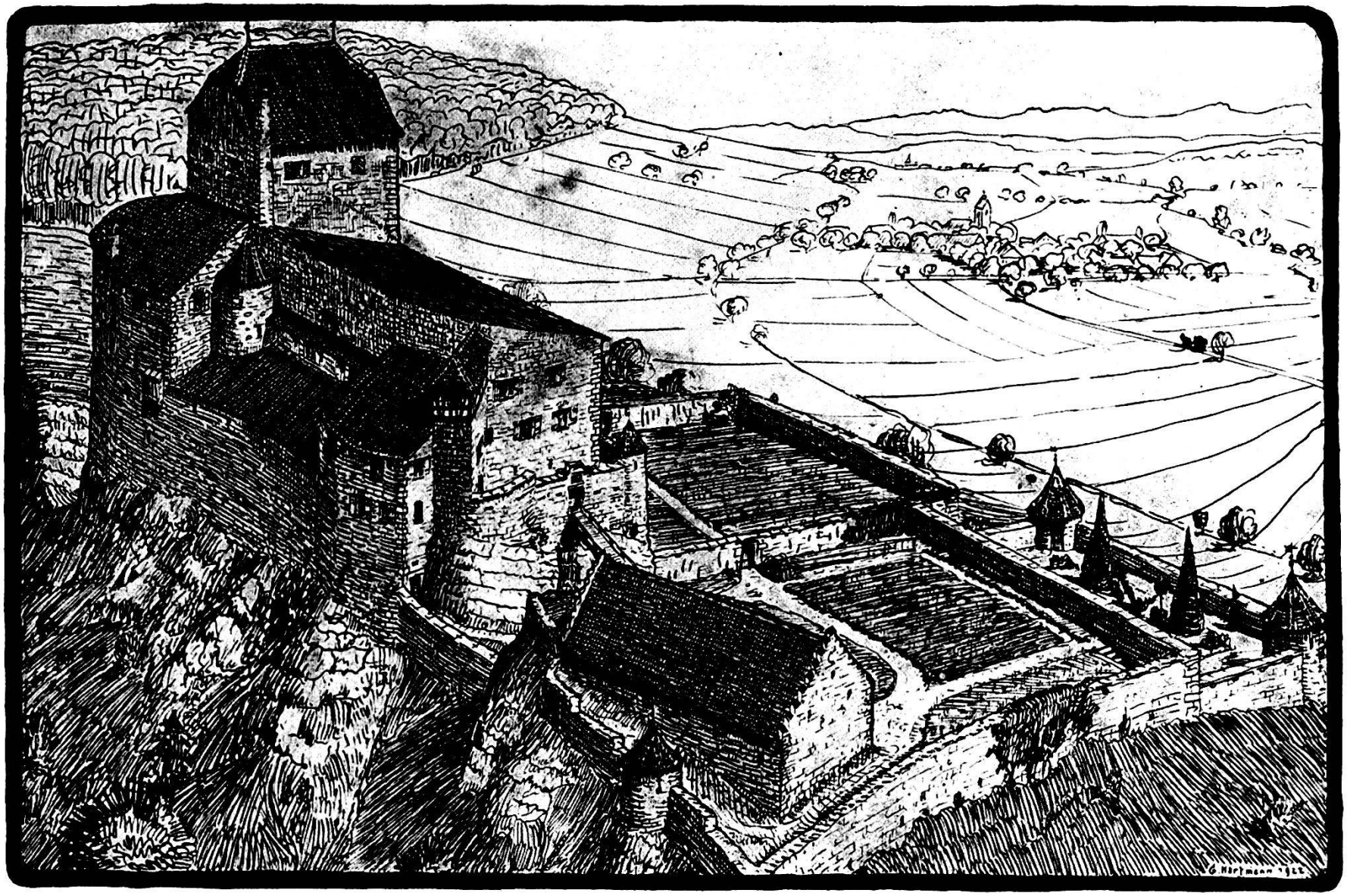


Abb. 85. Wildegg im 17. Jahrhundert. Ansicht von Süden.
(Gestützt auf die Planaufnahmen nach den Anweisungen des Verfassers gezeichnet von G. Hartmann.)

umzog ihn ebenfalls mit einer Mauer, deren Ecken eine Verstärkung durch zwei nach innen offene, niedere Türmchen erhielten (II. x), die mit Schießscharten versehen waren.

Dafür mag an den alten Befestigungswerken, namentlich den Vorwerken, damals manches entfernt worden sein, was zufolge einer gänzlich veränderten Belagerungstaktik mit neuen Kampfmitteln wert- und zwecklos geworden war. Ob man schon damals mit dem Schutte, der nicht in den schon erwähnten Geschossen aufgelagert werden konnte, den äußern Halsgraben an der Stelle aufschüttete, wo früher eine hölzerne Brücke darüber geführt hatte, muß dahingestellt bleiben.

* * *

Trotz der großen Kosten, welche Christoph Effinger an den Wiederaufbau der Burg aufgewendet hatte, brachte er gegen Ende des Lebens seine Vermögensverhältnisse wieder in gute Ordnung. Daß ihm sogar Geld übrig blieb, um nun auch seinerseits der Sitte der Wappenschenkung zu huldigen, beweisen vier erhalten gebliebene prächtige Glasgemälde (vgl. S. 88, Taf. II und Abb. 29). Seinem Sohne Hans Ludwig brachten seine beiden Frauen ein ansehnliches Vermögen, sodaß wahrscheinlich manche Verbesserungen in der Burg und ihrer Umgebung nachgeholt werden konnten, die bis dahin Wunsch geblieben waren. Er bewohnte sie mit seinem ledigen Bruder Hans Thüring und seinen Schwestern. Als ihm aber im Jahre 1610 das siebente Kind bescheert wurde, bot die Burg nicht mehr genügend Raum für alle und die beiden unverheirateten Schwestern resp. Tanten mußten darum ihren Wohnsitz nach außerhalb verlegen (S. 93). Der Bruder starb 1613.

Von Hans Ludwig ist ein unanfechtbares Belegestück für seine Bautätigkeit erhalten geblieben: die große Wappentafel über dem heutigen Toreingange zum Burghofe mit seinem und seiner beiden Frauen Wappen und den Initialen H.E.V.W. (Hans Ludwig Effinger von Wildegg). Das Türgewände darunter trägt im Scheitel des Bogens die große Jahrzahl 1618. Dieser Eingang befindet sich wahrscheinlich an Stelle des früheren Durchlasses von dem ersten nach dem zweiten Burghofe, da die im Boden bei Umbauten aufgedeckten Fundamente das noch vorhandene Mauerstück in der ursprünglichen Anlage verlängern und Christoph bei der Einfriedung des oben erwähnten Gemüsegartens sie unterhalb des niederen Felsbandes bis zum nördlichen Rundtürmchen nur weitergeführt hatte. Diese Annahme würde den weiteren Schluß zulassen, daß damals die Mauern des äußeren Burg-

hofes niedergelegt wurden, da sie durch die teilweise Aufschüttung des Halsgrabens zwecklos geworden waren, oder wenn erst Hans Ludwig diese Arbeit ausführen ließ, es nun geschah. Daß nach der Talseite hin der Graben aber offen blieb, beweist die Ansicht von Büchel aus dem Jahre 1762, wo er am Talhange noch deutlich sichtbar ist (Abb. 94). Das Tor wurde früher mit starken eichenen Türflügeln geschlossen, deren Zapfenlager noch heute vorhanden sind, wie auch die Löcher für den Querbalken, mit dem man es von innen verriegelte. Seine Außenseiten zierten die aufgemalten Wappen von Zürich und Bern, wo die beiden Zweige der Familie Effinger verburgrechtet waren. (Man ersetzte es im 19. Jahrhundert durch ein eisernes Gittertor.)

Nach alter Überlieferung sollen Hans Ludwig und seine zweite Gattin Felizitas von Karpfen das hintere der beiden Zimmer über der ehemaligen Kornkammer im Stallgebäude bewohnt haben. Es heißt darum bis auf den heutigen Tag die „Karpfenstube" (III, D_4). Dann würde die Wahrscheinlichkeit dafür sprechen, daß Hans Ludwig ein zweites Stockwerk zu Wohnzwecken über dem Kornboden errichten ließ, während dieser nachweisbar erst viel später anderen Zwecken zugewendet wurde. Der neue Aufbau, der ursprünglich vermutlich nur einen Raum enthielt, von dem wahrscheinlich der Korridor (III, D_3) noch nicht abgetrennt war, würde dann zusammenhängen mit der Einrichtung eines Festraumes (III, C_6) im zweiten Stockwerke des Wohnhauses, dem man wahrscheinlich zwei Schlafkammern opferte, für welche das neugewonnene Stockwerk Ersatz bot.

Man war damals auf Wildegg anspruchsvoller geworden. Darum sollte der einzige Stammhalter, Hans Thüring, womöglich eine reiche Gattin heimführen und eine besonders sorgfältige Erziehung ihm dies erleichtern (vgl. S. 102 ff.). Als künftige Schloßherrin wünschten seine Eltern Johanna Margaretha von Mülinen (Abb. 38), die reiche Erbin auf dem Wildegg gegenüberliegenden Wildenstein. Man durfte umso mehr auf ein Gelingen dieses Planes rechnen, als die verwitwete Mutter des jungen Mädchens eine Effingerin von Brugg war und herzliche Beziehungen Eltern und Kinder verbanden. Dafür mußte nun aber Wildegg vornehmer eingerichtet werden. Tatsächlich blieb in dem damals wahrscheinlich neu eingerichteten Festraume an seiner Südwand das Fragment eines Wandfrieses erhalten, der noch aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts stammt, demnach noch unter Hans Ludwig gemalt worden sein dürfte. Da man den Raum vor allem für die

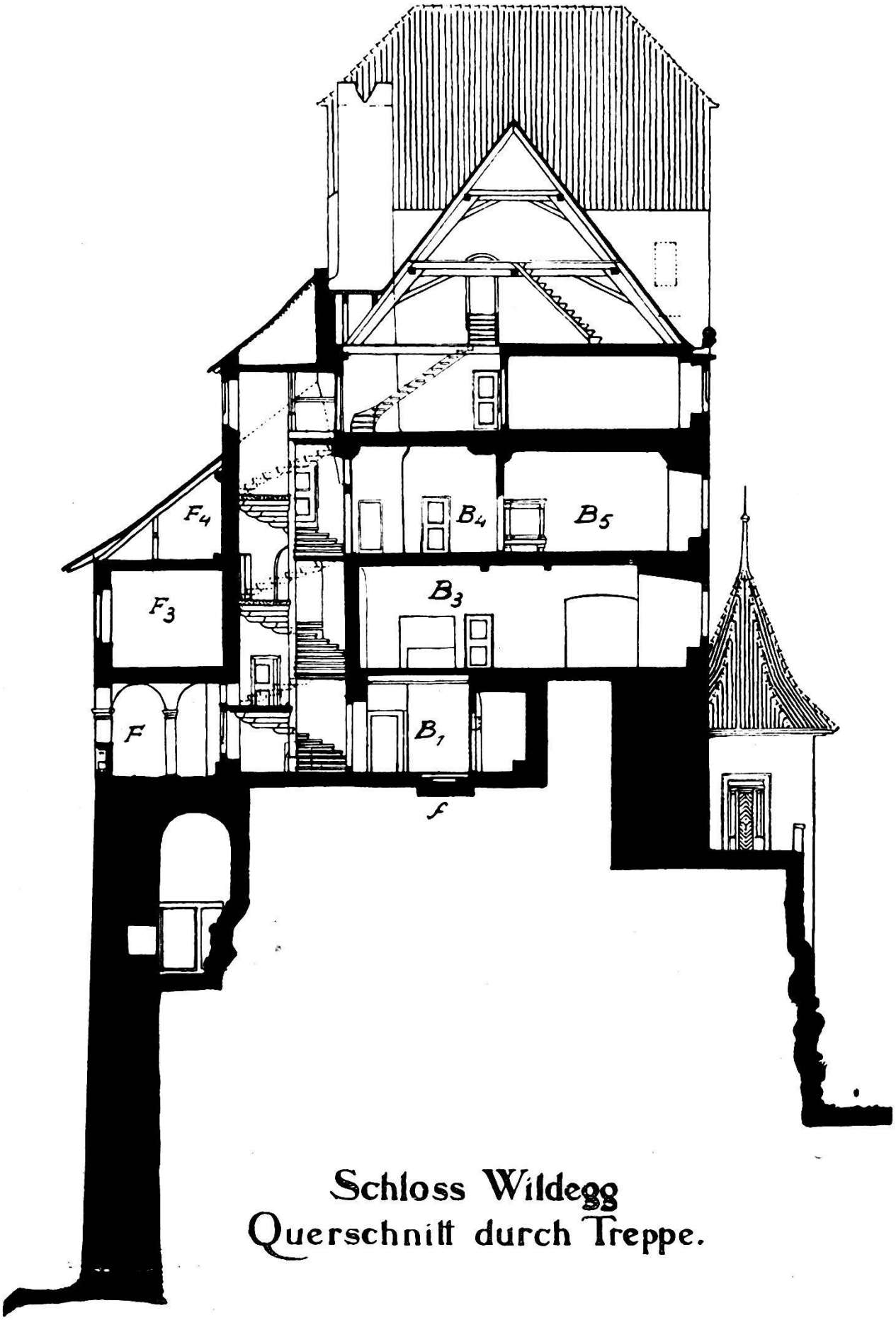
Gastereien bei Verlobungen und Taufen benutzen wollte, wurde in der Südwestecke des Vorraumes ein Herd errichtet, der es möglich machte, bei solchen Anlässen die Speisen in nächster Nähe zu bereiten oder doch warm zu halten. Das Jahr 1640 brachte die Erfüllung des Heiratsprojektes, leider erst drei Jahre nach dem Tode des Vaters († 1637). Auch dauerte das junge Eheglück nur vier Jahre. In seiner zweiten Gattin Salome May von Schöftland erhielt der Witwer seit 1645 vor allem eine tüchtige, sparsame Hausfrau.

Als im Jahre 1655 die verwitwete Ursula von Mülinen auf Wildenstein starb, fielen die gesamten Schloßliegenschaften mit ihrem Inventar und dem großen Vermögen an die beiden Kinder Hans Thürings aus erster Ehe, wobei der Vater die Verwaltung übernahm. Man war damals noch nicht lange von großen Sorgen befreit, welche der Bauernkrieg während zwei Jahren gebracht hatte. Aber schon standen neue Wetterwolken am Himmel, die sich am 23. Januar des folgenden Jahres bei Villmergen, demnach wenige Stunden von Wildegg, entluden. Dann traten wieder ruhige Zeiten ein, die gestatteten, die Aufmerksamkeit den eigenen Angelegenheiten zuzuwenden.

Im Jahre 1661 erbaute nach dem eingemeiselten Datum Hans Thüring die für die damalige Zeit sehr stattliche Scheune im inneren Schloßhofe (II, W, Abb. 85, 86) mit zwei Treppengiebeln, wobei man die alte Ringmauer zum Teil in die Nordwand einbezog. Das neue Gebäude ersetzte den unterirdischen Pferdestall, dem zweifellos viele Nachteile anhafteten, und bot Raum für mehr als zehn Reitpferde, für welche der Schloßherr, wie seine Bibliothek beweist, eine besondere Vorliebe hatte. Noch heute steht unweit der Türe zum Pferdestalle der steinerne Auftritt, mit dessen Hilfe die Damen die Reittiere bestiegen. Da die neue Scheune an Stelle des alten Aufganges zur Burg stand, ließ ihn Hans Thüring vor dieselbe verlegen.

Aber schon vorher müssen weitere Umbauten erfolgt sein. Darauf weist eine Ansicht der Burg in der Bibliothek von Mülinen in Bern hin, welche Albrecht Kauw nicht vor dem Jahre 1661 malen konnte, da die Schloßscheune darauf schon sichtbar ist (Abb. 49, S. 126).

Kauw war als ein geborener Straßburger schon 1640 in Bern anwesend, wo ihm am 4. August seine Ehefrau Katharina Meier von Zofingen ein Mädchen schenkte, und darauf bis zum Jahre 1656 noch zehn weitere Kinder. Da seine Frau aus Zofingen stammte, scheint Kauw sich schon früher im unteren Argau aufgehalten zu haben, es sei



Schloss Wildegg
Querschnitt durch Treppe.

denn, daß sie in Bern diente. Im Jahre 1649 hatte er Manuels Totentanz kopiert; 1651 malte er eine Ansicht der Stadt Bern, 1664 das Schloß Landshut und 1678 die Habsburg. Eine größere Zahl von Aufnahmen bernischer Schlösser, worunter auch die schon erwähnte der Wildegg, befindet sich in der genannten Bibliothek in Bern.[1] Diese Betätigung läßt auf eine gewisse Gewandtheit in der Darstellung von Baudenkmälern schließen. Trotzdem darf man an Einzelheiten in der Wiedergabe von Gebäulichkeiten nicht zu große Anforderungen stellen, erweisen sich doch für archäologische Forschungen sogar selbst die scheinbar genauen Merian'schen Stiche oft in Einzelheiten als ganz unzuverlässig. Dessen ungeachtet sind aber auch für solche Zwecke Kauws Arbeiten nicht wertlos, namentlich wenn eine Möglichkeit besteht, sie richtig zu deuten. Dies trifft nun ganz besonders für seine Ansicht von Wildegg zu, das er von der Talseite aus aufnahm und die wir für unsere Rekonstruktionen (Abb. 85, 86) mit benutzten. Die Größenverhältnisse auf Kauws Bild sind nachweisbar unrichtig. Vor allem hat der Turm ein zu hohes Dach. Dessen dem Aretale zugewendete Seite zeigt zwei Reihen von je zwei zweiteiligen Fenstern. Das obere Paar gehört dem Estrichgeschosse des Turmes, das untere dem darunter liegenden obersten Stockwerke an. Wichtig ist, daß auf dem Bilde Kauws das Dach des an dieser Stelle etwas vorspringenden Stallgebäudes bis unter dieses zweite Fensterpaar reicht. Es war demnach damals das zweite Stockwerk mit der Karpfenstube über dem Kornboden, wie wir schon berichteten, aufgebaut. Ferner zeigt das Kauw'sche Bild in diesem Gebäude nur eine Fensterreihe. Auch das ist richtig, denn der Kornboden hatte damals noch seine alten, schmalen Lichtlucken. Dagegen sind diese neuen Fenster auf dem Bild viel zu weit nach unten geschoben, während sie sich in Wirklichkeit fast unmittelbar unter dem Dache befinden. Da damals der Zwinger noch nicht überbaut war, so ragt das Treppentürmchen weit über die Mauer hinauf. Es ist polygon gezeichnet, in Wirklichkeit aber rund.[2] Ganz besonderes Interesse aber erweckt hier der Umstand, daß man den Zwinger (II, o) überdacht hatte. Wir begreifen das, denn er war auf dieser Seite jedenfalls immer feucht, da

[1] Die Entstehungszeit der Burgenprospekte wird in die 60er Jahre verlegt (vgl. Schweiz. Künstlerlexikon, Bd. II, S. 148; H. Türler, Bernische Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart S. 78; Berner Taschenbuch 1911, S. 156.

[2] Solche Verwechslungen kommen auch auf den Stichen des Matthäus Merian bei Burgen vor.

nur die Abendsonne ihre Strahlen nach ihm warf, und auch diese wegen der hohen Mauern den Boden nicht austrocknen konnten. Über dem Zwinger werden drei Fenster des ersten Stockwerkes sichtbar, die ein Schirmdach schützte, und über diesem wieder, der Wirklichkeit entsprechend, das einzige dreiteilige, aber schlecht gezeichnete Fenster des oberen Stockwerkes. Bis hieher reicht auch das Treppentürmchen, wie wir das schon als wahrscheinlich hinstellten, nur erscheint dessen Helm nun natürlich auch in unrichtiger Weise, dem Unterbau entsprechend, polygon. Nach der Zeichnung war die Hausmauer auf der Westseite bis zum Estrichgeschosse aufgeführt. Der wirklichen Anlage entsprechend, sehen wir darin die drei später zugemauerten Fensterchen. Von der Westmauer fiel das Pultdach in stumpfem Winkel nach dem oberen Stockwerke der Hoffront ab, sodaß dieser Estrichraum, wie schon bemerkt, nur auf der Westhälfte, d. h. auf der des Treppenaufganges und der Türe zu dem Häuschen über der Schildmauer aufrecht begangen werden konnte. Weiter südwärts hätte sich nach diesem Bilde damals schon ein niederer, einstöckiger Bau an die Rückseite der Schildmauer gelehnt (II, v), der im Erdgeschosse zwei, im Obergeschosse drei Fenster zeigt. Die beiden Fenster des ersten Stockwerkes entsprechen noch dem heutigen Zustande. Im Obergeschosse scheinen in Wirklichkeit auch drei Fenster vorhanden gewesen zu sein, von denen das mittlere später zugemauert und in eine Schrankniche umgewandelt wurde. Für das Alter dieses Bauwerkes spricht die Übereinstimmung des gotischen Fenstergewändes über dem Eingangstore auf der Südseite mit den anderen, aus der Bauperiode nach dem Brande stammenden. Infolge der Errichtung dieses Gebäudes wurde der Zwinger hinter der Schildmauer zum Gange verschmälert, wie dies noch heute der Fall ist. Der Raum im Erdgeschosse, den man vom Gange aus betrat, mochte Wohnzwecken dienen, ebenso wie das geräumige Gemach im ersten Stockwerke, in welches man vom Schlafzimmer aus gelangte, nachdem man in dessen Mauer nach der Südseite ein drittes Fenster (jetzt Korridorfenster) gebrochen hatte. Wahrscheinlich schliefen hier neben ihren Eltern die Kinder. Darüber erscheint auf dem Bilde von Kauw fast unmittelbar das auf die Schildmauer gestellte Verteidigungshäuschen. In solchem Zusammenhange ist die Zeichnung falsch, doch rührt dies daher, weil Kauw sie vom Tale aus aufnehmen mußte und zufolge der Untersicht ihm darum die beiden Gebäulichkeiten direkt übereinander erscheinen mochten, während in Wirklichkeit ein Stockwerk dazwischen lag. Auf den Giebelfirsten

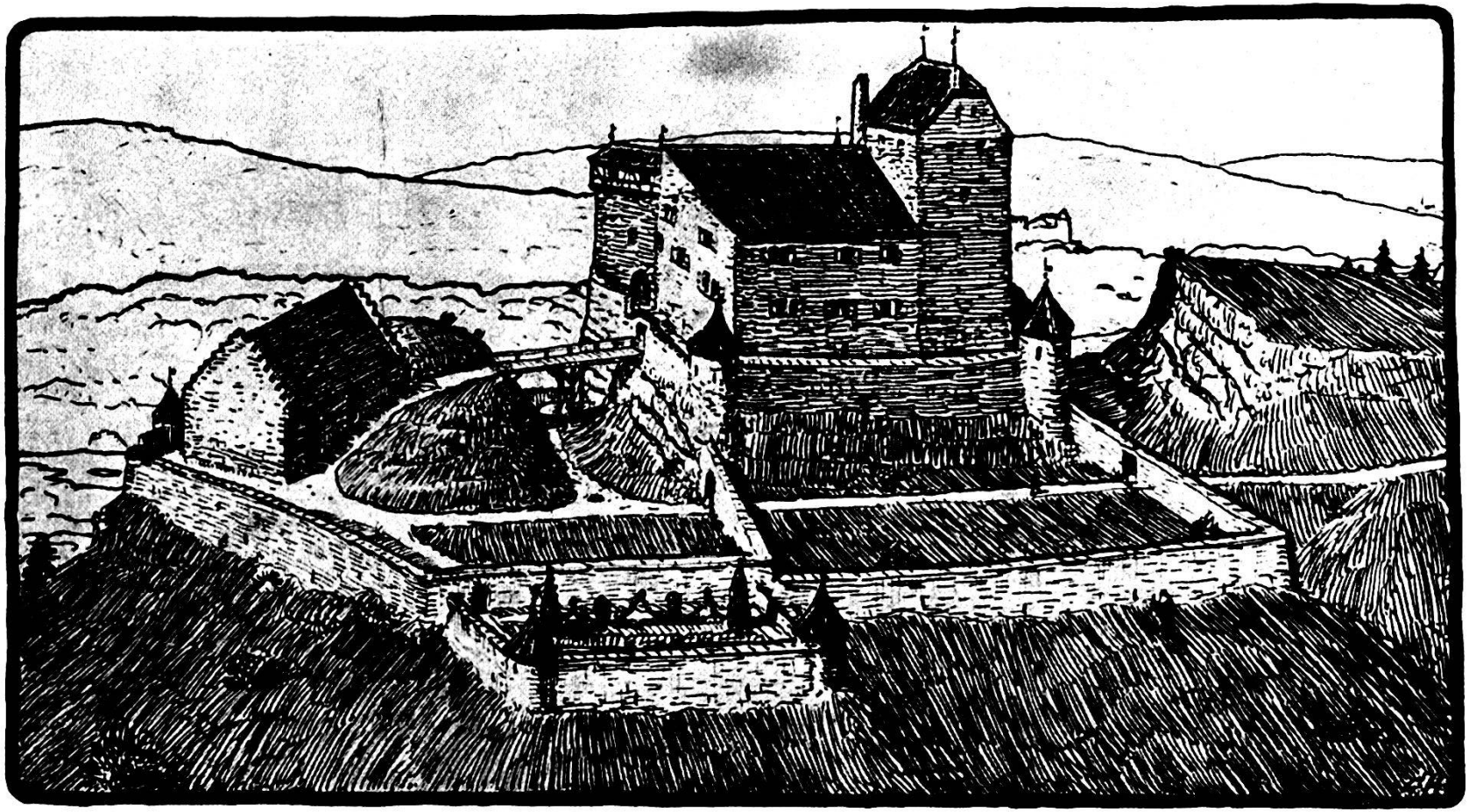


Abb. 86. Wildegg im 17. Jahrhundert. Ansicht von Osten.
(Gestützt auf die Planaufnahmen nach den Anweisungen des Verfassers gezeichnet von G. Hartmann.)

und Türmen drehten sich überall Blechfähnchen im Winde. Das große Kamin neben dem Turme gehört der Küche an, die beiden kleineren rechts des Türmchens dem Wohnzimmer und der Schlafstube, die inzwischen auch je einen Kachelofen erhalten hatten.

Wahrscheinlich wurde damals auch das Zwingertor neugebaut. Es hat einen kleinen Treppengiebel, wie die Scheune, und darin eingelassen eine Tafel mit den Wappen des ersten Besitzers der Burg, Caspar Effingers und seiner Gemahlin, Kiburga von Hinwil, sowie die Jahrzahl der Erwerbung des Besitztums, 1484. Das Türgewände zeigt deutlich einen Anschlag für eine Falltüre, doch muß sein unterer Teil nachher umgebaut worden sein, da die Sockel eher Kragsteinen ähnlich sehen und jedenfalls so, wie sich das Tor heute darbietet, die Anbringung einer Fallbrücke an ihm ausgeschlossen war.

Die Scheune mit ihrem Treppengiebel ist an richtiger Stelle gezeichnet. Links des Turmes erblicken wir den obersten Teil vom Dache eines tiefer liegenden Gebäudes, das wir nicht zu deuten vermögen.

Nach Errichtung dieser Neubauten schritt Hans Thüring auch zur Ausstattung der Innenräume. Im Jahre 1664 wurde das zweitoberste Turmgemach (IV über A 3) zu einer Schlafkammer eingerichtet. Sie erhielt als Wandschmuck Fruchtgehänge und geflügelte Engelköpfchen in stahlblauer Farbe. Gleichzeitig ließ man die Fensternische gegen Osten erweitern und mit einem zweiteiligen Fenster verschließen, während man, wohl des Zugwindes wegen, das kleine auf der gegenüberliegenden Wetterseite zumauerte. Ein Brusttäfel bis in die halbe Höhe des Raumes sollte diesem größere Wohnlichkeit und Wärme verleihen. Es wurde mit einfachen geometrischen Ornamenten in gleicher Farbe bemalt, wobei man die umrahmten Flächen bunt austupfte. Im Gewölbe der Fensternische ließ Hans Thüring, von einem Blattkranze umrahmt, sein und seiner beiden Frauen Wappen mit der Jahrzahl 1664 malen und auf der Außenseite der Türe als „memento mori“ einen Totenkopf mit dem Spruche darüber:

GOTT GEB, ICH GANG
AUS ODER EIN
SO FOLGT DER DOD U.
WARTET MEIN.
WIE GOTT WILL
SO WIRD'S SEIN.
1664.

Aus ihm spricht die Gemütsstimmung der damaligen Menschen, welche in den vorangehenden Jahren zu verschiedenen Malen von der schrecklichen Pest heimgesucht worden waren. Wahrscheinlich hatte man auch die Balkendecke in ähnlicher Weise geschmückt. Als sie aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Restauration erfuhr, mußten

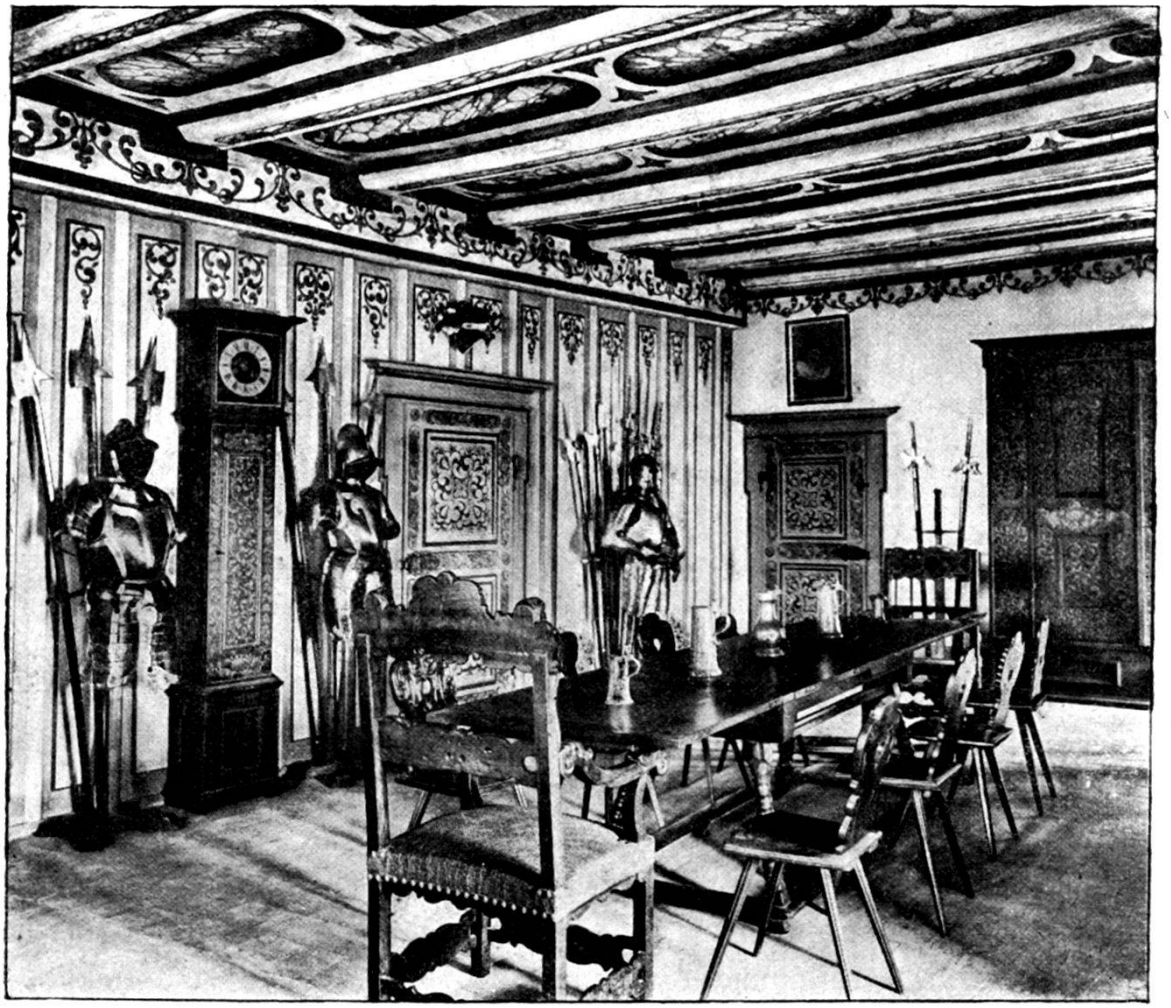


Abb. 87. Der Festsaal in seiner gegenwärtigen Ausstattung.

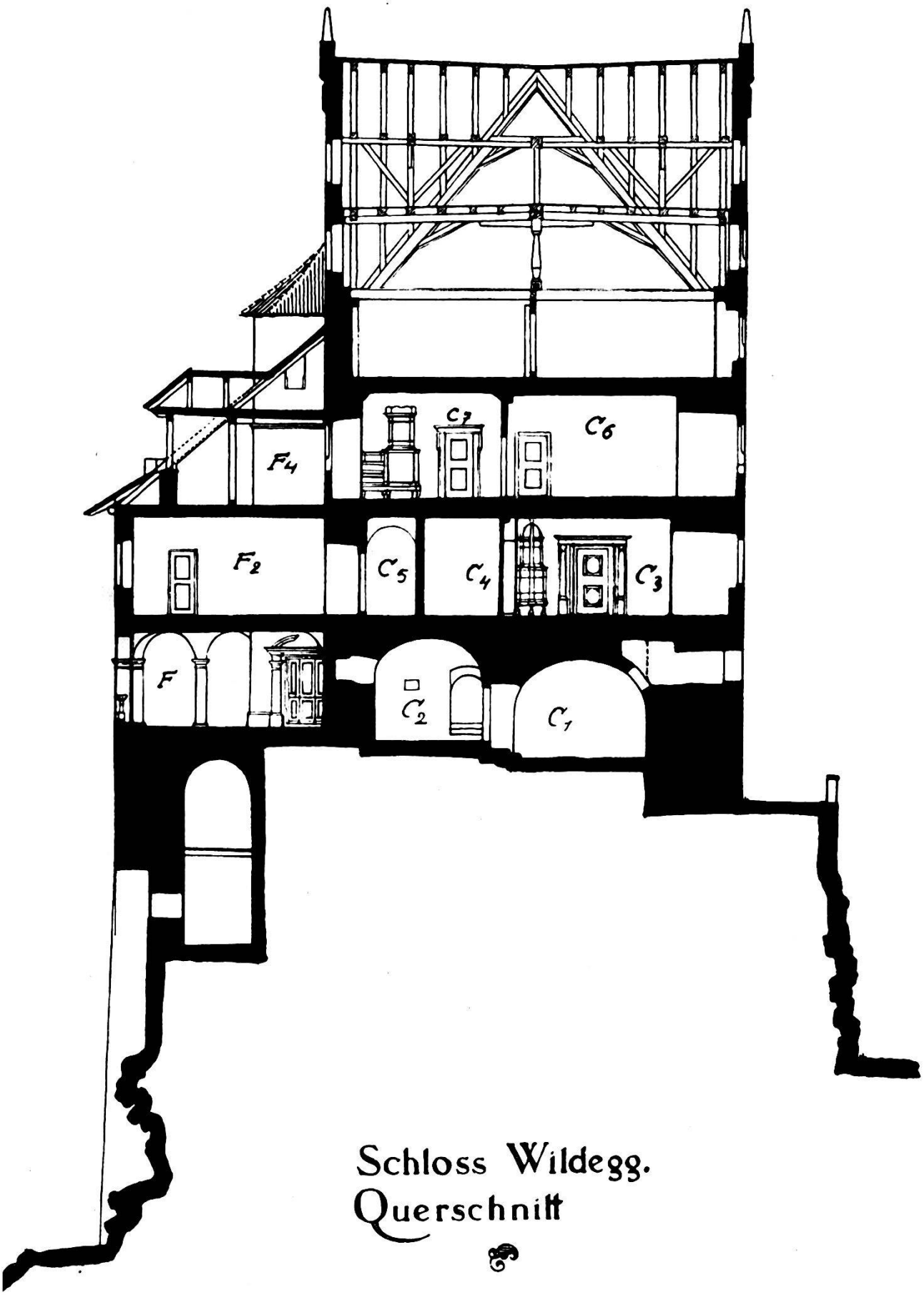
diese naiven alten Malereien steifen Nachahmungen gotischer Flachschnitzereien weichen, wie sie damals Mode waren. Damit schadete man der einheitlichen Wirkung dieses sehr bescheidenen Raumschmuckes.

Aber auch das obere Stockwerk des Wohnhauses erhielt bei diesem Anlasse vermehrte Zierden, sofern dies nicht schon vor der Ausmalung der Schlafkammer im Turme geschehen war. Wahrscheinlich war es der gleiche Maler, der hier von seinem bescheidenen Können Zeugnis ablegte. Die schwerblütigen Ornamente in derbem Barock, womit er

nicht nur die trennende Holzwand zwischen dem Festsaal und den beiden Schlafkammern auf beiden Seiten im Farbenspiel von Grau, Gelb, Grün und Rosa bemalte, sondern auch die Deckenbalken und die Füllbretter dazwischen, sind solchen des Stucco verwandt, phantasielos und handwerklich in der Ausführung (Abb. 87). Nur an der Steinwand des Festraumes gegen den Schloßhof raffte er sich zu Schöpfungen bescheidener Kunst auf, indem er mit vier reicher gestalteten grauen Kartuschen in der modisch gewordenen Knorpelornamentik ebensoviele Städteansichten in Orange umrahmte. Wahrscheinlich stellte der Burgherr dem Maler dazu Kupferstiche als Vorlagen zur Verfügung, nach denen er ihm bleibende Andenken an frühere Reisen schaffen sollte. Leider blieben davon nur zwei erhalten.[1] Auch der große, zweitürige Schrank und das Uhrgehäuse („Zythüsli"), welche heute diesen Raum zieren helfen, sind damals in gleicher Art, nur mit etwas mehr Sorgfalt, bemalt worden.

Hans Thüring konnte sich dieser Erneuerungen und Verbesserungen in der Burg seiner Väter nicht lange freuen. Er starb schon im Jahre 1667 und hinterließ seiner Gattin acht Kinder, von denen alle bis auf die älteste Tochter noch minderjährig waren. Von der klugen, sparsamen und wohlwollenden Wirtschaftsführung dieser trefflichen Frau haben wir schon oben eingehend berichtet (S. 122 ff.). Von Neubauten oder Renovationen im Schlosse während ihrer zehnjährigen Witwenschaft erfahren wir nur, daß 1676, d. h. im Jahre vor ihrem Hinschiede, der Maler in der Stube die Wappen rot gemalt habe und dazu drei (Wind-) Fahnen. Kurz vor ihrem Tode ließ sie noch drei Helmstangen machen und ein Taubenhaus einrichten. Ihre verfügbaren Mittel dürften zu sehr durch die Ausstattung der heiratenden Töchter und eine standesgemäße Erziehung der Söhne in Anspruch genommen worden sein, als daß es ihr möglich geworden wäre, der Verschönerung der Burg größere Aufmerksamkeit zu schenken. Dagegen werden in ihrem sorgfältig geführten Hausbuche auch Ausgaben für die Rüstkammer (das „Zeughaus", III, D_6) erwähnt, in der sie auf Befehl der Berner Regierung und zu deren Benutzung die Kriegsausrüstung für ein kleineres Truppen-

[1] Bei den Umbauten im Jahre 1918/19 kamen diese Malereien wieder in einer Deutlichkeit zum Vorschein, daß sie einer Wiederherstellung keine großen Schwierigkeiten boten. Die beiden fehlenden Ansichten wurden durch die der benachbarten Städte Aarau und Brugg nach den Stichen von Matthäus Merian ersetzt.



Schloss Wildegg.
Querschnitt

aufgebot zu unterhalten hatte. Die Kammer war wahrscheinlich, wie noch später, im Dachgeschosse über der Karpfenstube untergebracht und erhielt ihr Licht durch zwei Fenster auf der einzig freien Bergseite, von denen das eine später zugemauert wurde. Man betrat sie durch eine Türe von der Turmtreppe aus.

Als Salome am 28. November 1677 starb, hinterließ sie die ganze Gutswirtschaft in geordnetem Zustande. Schloßherr auf Wildegg wurde nun der 21jährige Bernhard, während der ältere Bruder Franz Christoph Wildenstein übernahm. Da aber der junge Effinger erst die Welt besehen wollte, bevor er sich als Landedelmann dem etwas einförmigen Leben auf der Burg hingab, setzte er einen Verwalter ein. Erst gegen Ende des Jahres 1683 kehrte er verwundet, aber in Ehren und beschenkt mit einigen türkischen Beutestücken, aus der Schlacht bei Wien nach der Heimat zurück (S. 142/143). Bedeutungsvoll für sein späteres Leben wurde seine Teilnahme an der schweizerischen Gesandtschaftsreise nach Paris im Jahre 1687 (S. 144), wo er die Bekanntschaft mit Angehörigen der Familie von Salis machte, was in der Folge zur Verlobung mit Barbara von Salis-Soglio am 29. Oktober 1688 führte. Schon am 5. März des folgenden Jahres erfolgte die Trauung in dem kleinen Kirchlein von Schlieren bei Zürich und gleich nachher der Aufzug des jungen Ehepaares auf Wildegg. Hausrat brachte die Frau, schon der weiten Entfernung ihrer Heimat wegen, wenig mit, wohl aber eine reiche Ausstattung an Kleidern und Kleinodien und ein ansehnliches Heiratsgut.

III. Die Umbauten Bernhard Effingers am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts.

(Pläne III—VII.)

Wie wir vernahmen, hatten zwar Bernhards Vater und Großvater manches getan, um die mit bescheidenen Mitteln wiederaufgebaute Burg wohnlicher zu machen. Allein trotzdem ließ ihr Äußeres, schon wegen des Pultdaches und den beiden Anbauten auf der Westseite, die wie ungeschlachte Türme aussahen und darum auch merkwürdigerweise in der späteren Familientradition als solche galten, jede Harmonie in der Architektur vermissen. Wenn man auch Burgen gegenüber, schon zufolge der Um- und Neubauten, die gewöhnlich ohne Rücksicht auf

eine günstige Wirkung der Gesamtanlage von jeder Generation nach den momentanen Bedürfnissen errichtet wurden, bescheidene Ansprüche machte, so erfüllte der damalige Zustand doch kaum solche. Dazu war der Eingang zufolge der Überdachung des inneren Zwingers dunkel und feucht und die Ausstattung der Räume von einer Einfachheit, die hinter den Wohnungsansprüchen des Patriziates und selbst der wohlhabender Bürger in kleineren bernischen Städten weit zurückstand.

Mit der ihm eigenen Energie trat Bernhard, wohl nicht zuletzt der jungen Gattin zu Ehren, an die Aufgabe eines Umbaues heran. Die stille Hoffnung, es könnte ihm ein solcher auch den Weg in den bernischen Staatsdienst mit öffnen helfen, dürfte dabei nicht außerhalb seiner Berechnungen gelegen haben. Und in der Tat wurde er als erster Effinger seiner Linie schon 1690 Mitglied des Großen Rates in Bern.

Als Vorbild für die künftige äußere Erscheinung seines Heims scheint ihm das benachbarte Schloß Kastelen (Abb. 88), das der einst mit der Familie so eng befreundete General Hans Ludwig von Erlach zu Beginn der 1640er Jahre unter gleichzeitiger Niederlegung der alten Burg Ruchenstein neu hatte erbauen lassen, vorgeschwebt zu haben. Es schaute mit seinen mächtigen Volutengiebeln stolz in das idyllische Schenkenbergertälchen hinaus, wobei künstlich aufgeführte Terrassen und wohlgepflegte Gärten, alles nach neuester Mode, von dem Reichtum und dem wohlgebildeten Geschmacke des Bauherrn Zeugnis ablegen sollten.[1] Leider müssen zu uns unbekannter Zeit alle Baurechnungen, nicht nur die Bernhards, sondern auch seiner Vor- und Nachfahren, aus unbekannten Gründen beseitigt worden sein, sodaß sich in dem sonst so wohlgeordneten und reichhaltigen Schloßarchive keine Aktenstücke vorfinden, die uns über den Verlauf dieser Arbeiten in den verschiedenen Perioden den wünschenswerten Aufschluß gäben. Es scheint fast, als ob keine Generation die spätern auf diesem Gebiete in ihre Karten sehen lassen wollte, während mit peinlicher Sorgfalt aufnotiert und aufgehoben wurde, was sich auf die Gutswirtschaft und Familienangelegenheiten bezog. Wir sind darum auch für die Umbauten Bernhards auf die einzige Jahrzahl 1693 unter dem Wappensteine des Burgherrn und seiner Gattin im äußeren Zwingertore angewiesen (Abb. 62). Immerhin spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß mit dem Oberbau des Burghauses begonnen wurde, um sobald wie möglich ungestört wohnen zu

[1] Merz, Argauische Burgen, Bd. I, S. 284/85, Ab. 225—228.

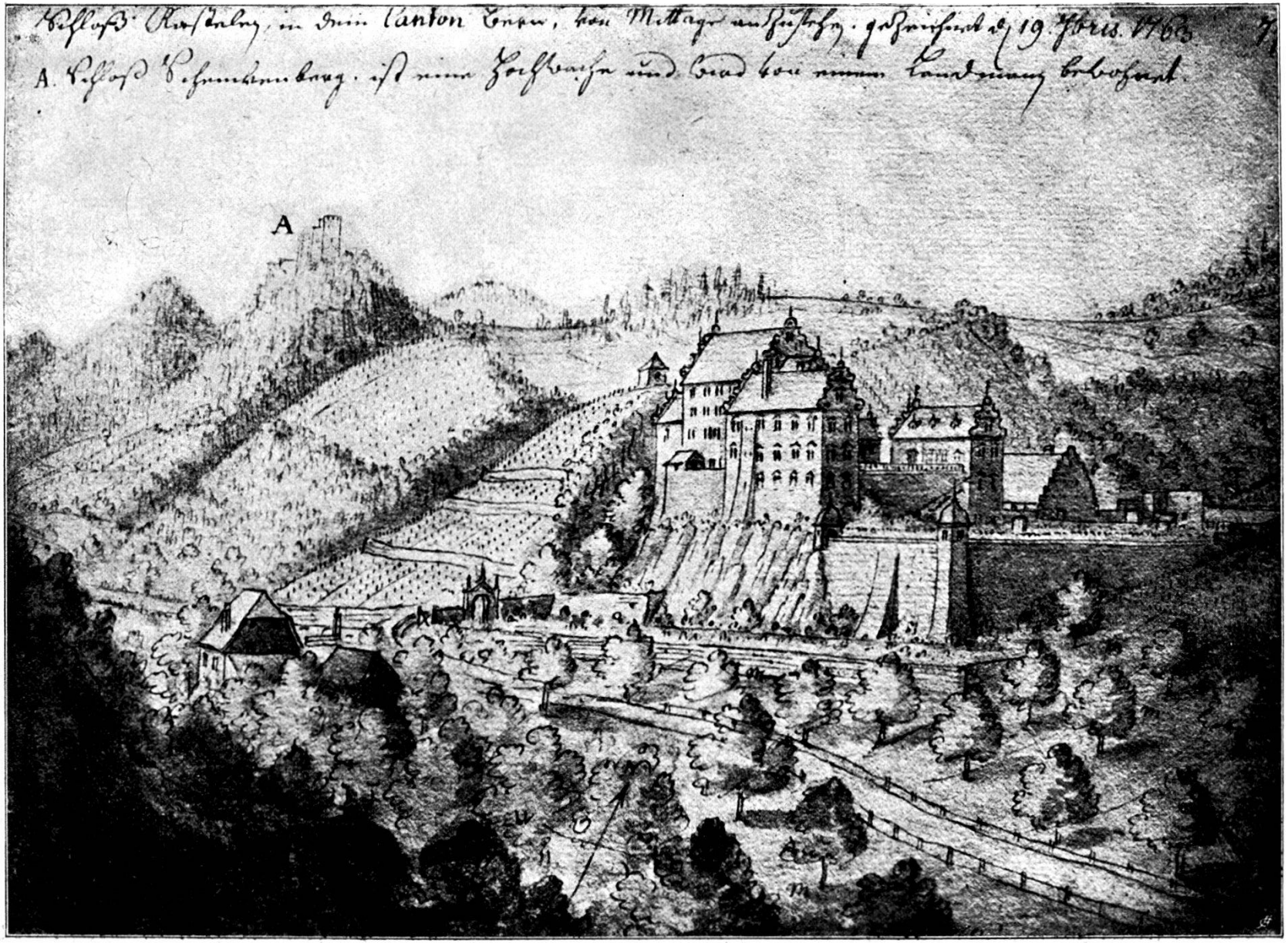


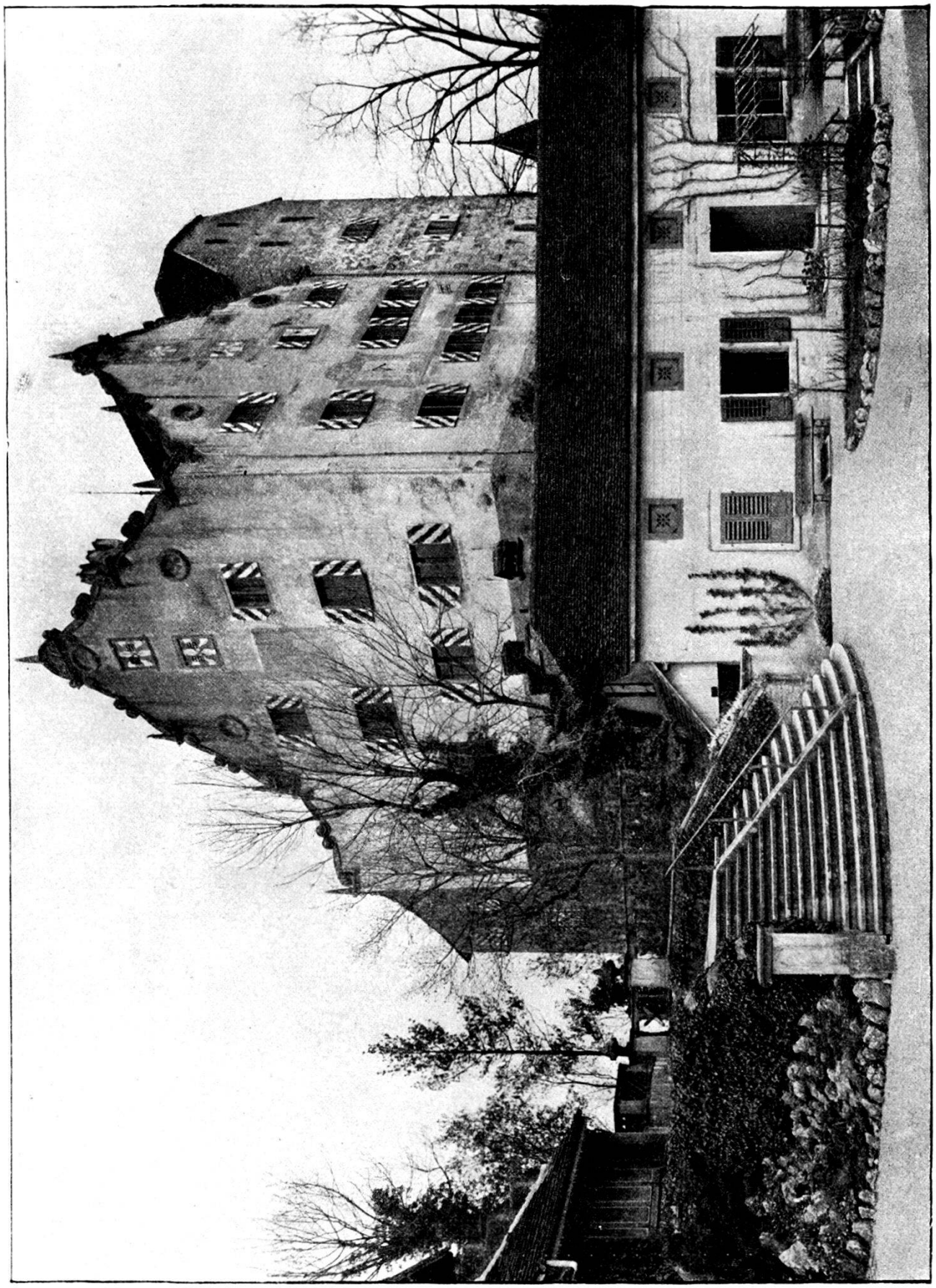
Abb. 88. Schloß Kastelen.
Nach der Zeichnung von Em. Büchel.

können. In diesem Falle wird man zuerst auf der Hof- und auf der Giebelseite nach dem Halsgraben das Estrichgeschoß auf die Höhe der Westseite aufgeführt und dadurch ein neues Stockwerk geschaffen haben. Darüber ließ man nun auf allen drei Seiten die Giebelmauern mächtig himmelan steigen, über zwei Stockwerke hoch, sodaß gegen den Hof und Halsgraben riesige Fassaden entstanden, während die auf der Westseite durch die Vorbauten bis auf den obersten Teil maskiert blieb, im übrigen aber gleich gebildet wurde, nur daß sie sich nicht auf die ganze Frontbreite ausdehnte (Taf. XXI). Große Muschelsteine mit Obelisken darauf und Kugeln auf jeder Seite verliehen allen drei mit Voluten geschmückten Giebeln einen malerischen Abschluß. Den beiden Dachgeschossen, welche durch diesen Aufbau über dem Estrichgeschoß entstanden, führte je ein Fenster das nötige Licht zu, während man im ersten Geschosse die zwei schräg gestellten, ovalen „Ochsenaugen", und das runde unter jedem Gibel zumauern ließ.

Zufolge dieser beiden neuen Dachgeschosse konnte nun die Treppe in der früheren Schlafkammer im Turme (IV, über A_3) in das Estrichgeschoß des Wohnhauses hinüber verlegt werden, worauf ein neuer Eingang in das oberste Turmgeschoß von dieser Seite ausgebrochen wurde. Da aber die Böden von Turmgeschoß und Dachgeschoß nicht auf gleicher Höhe lagen, mußte eine ansteigende Treppe in diese Türöffnung hineinverlegt werden (IV, zweites Geschoß über A_3). Das oberste Turmgeschoß erlitt im übrigen keine Veränderung und infolgedessen führte, wie früher, von ihm aus eine Pflocktreppe nach dem Dachgeschosse.

Das Estrichgeschoß des Wohnhauses (IV über C_7, B_4 und V über B_4, B_5) unterschlug man nach der Hofseite in drei Kammern, von denen die zwei ersten durch je ein großes Doppelfenster, die Eckkammer sogar durch zwei, wovon das eine auf der Halsgrabenseite lag, reichliches Licht empfingen, während der übrige Teil offen blieb und nur durch ein zweites Doppelfenster nach der Halsgrabenseite hin belichtet wurde. Dieser Raum bot reichlich Platz zur Aufstellung von Schränken und Truhen, entbehrte aber jedes Schmuckes, da das Balkenwerk überall frei lag. Entsprechend einfach waren auch die Kammern.

Nun hatte auch der Überbau über der Schildmauer keinen Zweck mehr. Er wurde abgetragen und sein Zugang vermauert. Ihre Oberfläche gestaltete man durch Abbruch und Aufbau zu einem schrägen



Die alte Burg, vom Hofe aus gesehen, im 19. Jahrhundert.

Anlauf um, den man mit ähnlichen Voluten und Obelisken zierte, wie sie die Giebel besaßen (Taf. XXI).

Das neue Estrichgeschoß rief nun auch der Erhöhung des Treppentürmchens um ein Stockwerk. Nachdem es aufgebaut war, konnte die Treppe aus dem Vorplatze des zweiten Stockes vor dem Festraume entfernt werden, wodurch dieser wesentlich gewann. Man

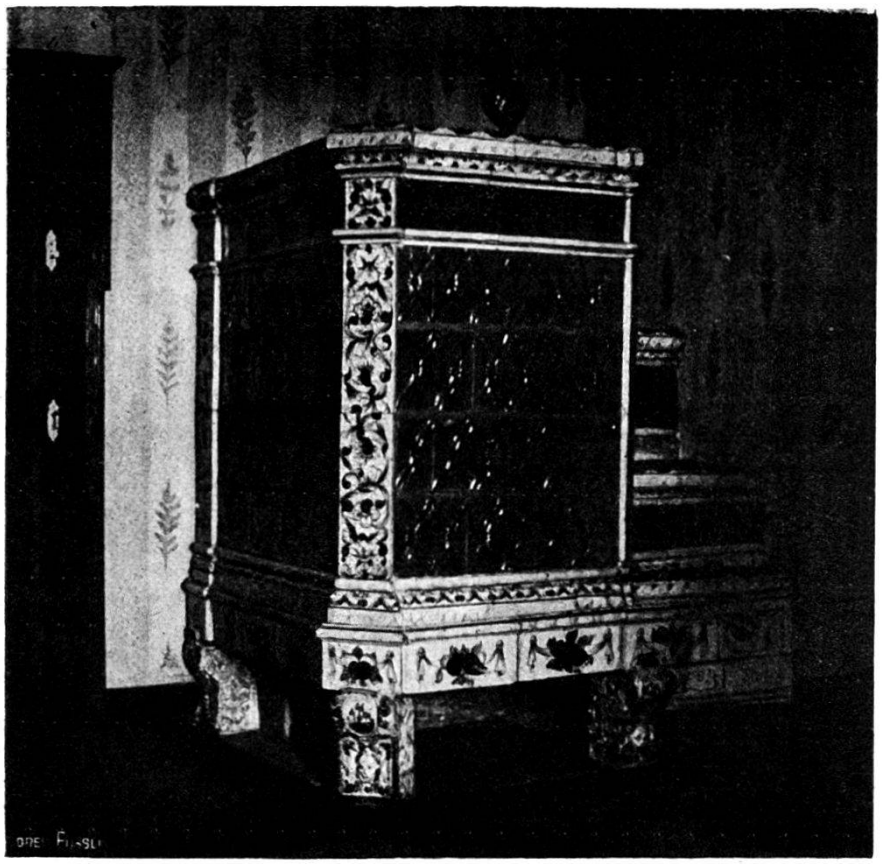


Abb. 89. Ofen in der Schlafkammer des zweiten Stockwerkes.

unterschlug darum seine nordöstliche Ecke für eine weitere Schlafkammer (III, B_5), indem man die Mauer nach dem Hofe mit einem Fenster durchbrach. Sie erhielt einen Ofen in kubischer Form mit angebautem Sitz, grünen Füllkacheln mit schwachem Reliefdekor, Eisenen mit bunten Blumenranken auf weißer Zinnglasur, einem Fußgesims mit farbigen Fruchtgehängen und Füßen mit bunten Masken in Relief (Abb. 89). Infolge dieses Einbaues entstand zwischen ihm und dem Festraume ein langer, schmaler Gang. (III, B_4), wie im darunterliegenden Stockwerke, der mit dem Vorraume durch das alte Fenster und durch die Türe im Treppenturme sein Licht empfing. Im übrigen

aber ließ man die Gemächer und selbst den Festraum (III, C_6), wie sie waren. Denn Frau Barbara, die in ihrer Jugend Gelegenheit genug gehabt hatte, auf den Schlössern im Bergell und in den Patrizierhäusern in Chiavenna mancher Art Räume zu sehen, denen oberitalienische Kunst ganz andere Reize verliehen hatte, fand keinen Gefallen an diesem von wenig geschickter Hand mit allzu derben Malereien geschmückten Gemache und benutzte es darum nur, um darin in Schränken und Truhen ihre festlichen Kleider und ihre anderen Kostbarkeiten aufzubewahren, indem sie es nach der Überlieferung für jedermann unzugänglich verschloß. Die beiden Schlafkammern (III, C_7) wurden wahrscheinlich den Dienstboten überlassen. Die äußere erhielt ihr Licht nach wie vor von der Halsgrabenseite her. Das dreiteilige Fenster der inneren aber wurde nun zugemauert, weil, wie wir sehen werden, das Dachgeschoß eines Zwischenbaues darüber hinaufragte.

Ebenso umfassend waren die Umbauten im Erdgeschosse und ersten Stockwerke.

Um den alten, düsteren und feuchten Zwinger vor dem Eingange zum Treppentürmchen auf immer zu beseitigen, ließ Bernhard an der Außenseite der Zwingermauer zwei mächtige Stützmauern aufführen, den Raum zwischen ihnen überwölben und den so gewonnenen, verbreiterten, rechteckigen Raum mit steinernen Bodenplatten belegen. Darauf errichtete er eine Halle (III, V, VI, F), eingespannt zwischen den Anbau hinter der Schildmauer (III, E_2) und das ehemalige Stallgebäude. (III, $D_{1,2}$) Sie öffnete sich westwärts mit sechs hohen, auf Pfeilern ruhenden Bogenfenstern, deren unteren Teil man mit steinernen Balustraden schloß, und gewährte einen wunderbaren Ausblick auf Tal und Fluß und die dahinterliegenden Juraberge. Nur haftete der schönen neuen Anlage der Nachteil an, daß sie auf der Wetterseite lag und darum weder dem Regen noch den Schneestürmen den Einlaß zu wehren vermochte. Trotzdem bot sie den früheren Zuständen gegenüber so mannigfache Vorteile, daß man auf lange Zeit diesen Mißstand in den Kauf nahm. Über derselben erbaute Bernhard ein Stockwerk zu Wohnzwecken (III, $F_{1,2,3}$). Um die Verbindung mit den alten Burgräumen herzustellen, ließ er von dem früheren Schlafzimmer einen breiten Gang, rechtwinklig zu dem bestehenden zwischen Wohnraum und Küche, durch eine schwache Mauer abtrennen (III, C_5), der sein Licht durch das Fenster erhielt, welches bei der Errichtung der Kinderschlafstube ausgebrochen worden war. Eigentümlicherweise baute man

in dieses neu gewonnene Stockwerk zunächst nur einen großen Wohnraum ein (III, F 2) mit einem mächtigen Turmofen aus gelben und braunen, kettenartig reliefierten Kacheln und blaugrünen Gesimsen, sowie einer einfach gegliederten Holzdecke, deren großes Mittelfeld das Alliance-

Abb. 90. Gelbe- oder Salisstube.

Wappen des Burgherrn und seiner Gemahlin schmückte, das er statt mit einer Helmdecke mit Blumen umrahmen ließ (Abb. 90). Die Stube erhielt ihr Licht durch vier schmale Fenster. Die Wetterseite gebot diese Vorsicht; denn nur wer schon bei Ungewitter und Schneestürmen auf der Burg geweilt hat, bekommt einen Begriff von deren Wucht. Die Burgbewohner nannten den Raum zuerst das „gelbe Zimmer", wohl weil darin Stühle und Sopha mit gelbem Plüsch überzogen waren (sie befinden sich nun wieder darin), später, wie wir noch hören werden, das rote und schließlich „Salis-Stube" zu Ehren der Ahnfrau. Als

Eingang wurde das frühere Fenster in der Westfront der Burg erweitert. Zwischen diesem Raume und dem neu erstellten Kinder-Schlafzimmer blieb ein breiter, gangartiger Raum ausgespart (III, F_1), den man auf Kosten des letzteren durch zwei Nischen erweiterte. In der äußeren wurde als neue Errungenschaft ein Abtritt eingerichtet, die innere diente als Heiznische für den Ofen in der anliegenden Kinderstube. Sie hatte einen Kamin nach einem zweiten Rauchkämmerli im Dachgeschosse dieses Zwischenbaues. Man betrat diesen Gang durch eine Türe vom Korridor aus. Auf der Nordseite der Salis-Stube verzichtete man auf die Verwendung des gewonnenen Raumes zu Wohnzwecken und ließ ihn offen als Verlängerung des Ganges zwischen Küche und Wohnzimmer (III, B_2). Ein letzter schmaler, höher gelegener Raum, den man von der Turmtreppe aus betrat, diente als zweiter Abtritt. Damit war nun endlich einem gewiß längst unangenehm empfundenen Zustande abgeholfen. Beide Anlagen waren möglich geworden, weil die Mauern des eingebauten Zwischengebäudes direkt nach dem Bergwalde abfielen und nicht mehr, wie früher die Mauern des Burghauses, nach dem Zwinger.

Das Dachgeschoß über diesem Mittelbau (III, $F_{4,5}$) verdeckte das dreiteilige Fenster in der Schlafkammer des oberen Stockwerkes. Es wurde darum, wie schon gesagt, vermauert. Man gelangte in die Dachräume durch eine Türe neben dem Treppenturme vom Vorplatze (III, B_4) des zweiten Stockes aus, doch war deren Verwendung zu praktischen Zwecken eine begrenzte, bis dann Rudolf Effinger hier sein Maleratelier einbauen ließ. Den übrigen Teil ließ man in Kammern unterschlagen.

Wahrscheinlich wurde auch erst unter Bernhard der Korridor vor der Karpfenstube angelegt und zur Beleuchtung an seinem Ende die Mauer mit einem kleinen Fenster geöffnet (III, D_3), das mit dem nächststehenden in der Eckstube (III, D_5) Johann Bernhard später vergittern ließ, da ein Dieb versucht hatte, durch dasselbe einzusteigen. Das Gewände dieses Gangfensterchens zeigt darum auch keine Profilierungen, wie die älteren. Die alte „Karpfenstube" (III, D_4, D_5) wurde bei diesem Anlasse durch ein schmales Zwischenwändchen unterschlagen und das neugewonnene „Eckzimmer" (III, D_5) durch einen Ofen heizbar gemacht. Er zeigt gelbbraune Füllkacheln und eine ähnliche Bemalung wie der in der neueingebauten Kammer des oberen Stockwerkes (Abb. 89), ist aber an der Stirnseite halbkreisförmig abgerundet. Auch dieser Raum erhielt eine profilierte Holzdecke (Abb. 91). In die verkleinerte „Karpfen-

stube" (III, D4, Abb. 92) ließ man wahrscheinlich bei diesem Anlasse den schönen harthölzernen Schrank mit den eingelegten Wappen von Hallwil und Hundtpis von Waldrambs (?), datiert 1607, einbauen, zu denen spätere Generationen als Erinnerung an die beiden Gattinnen

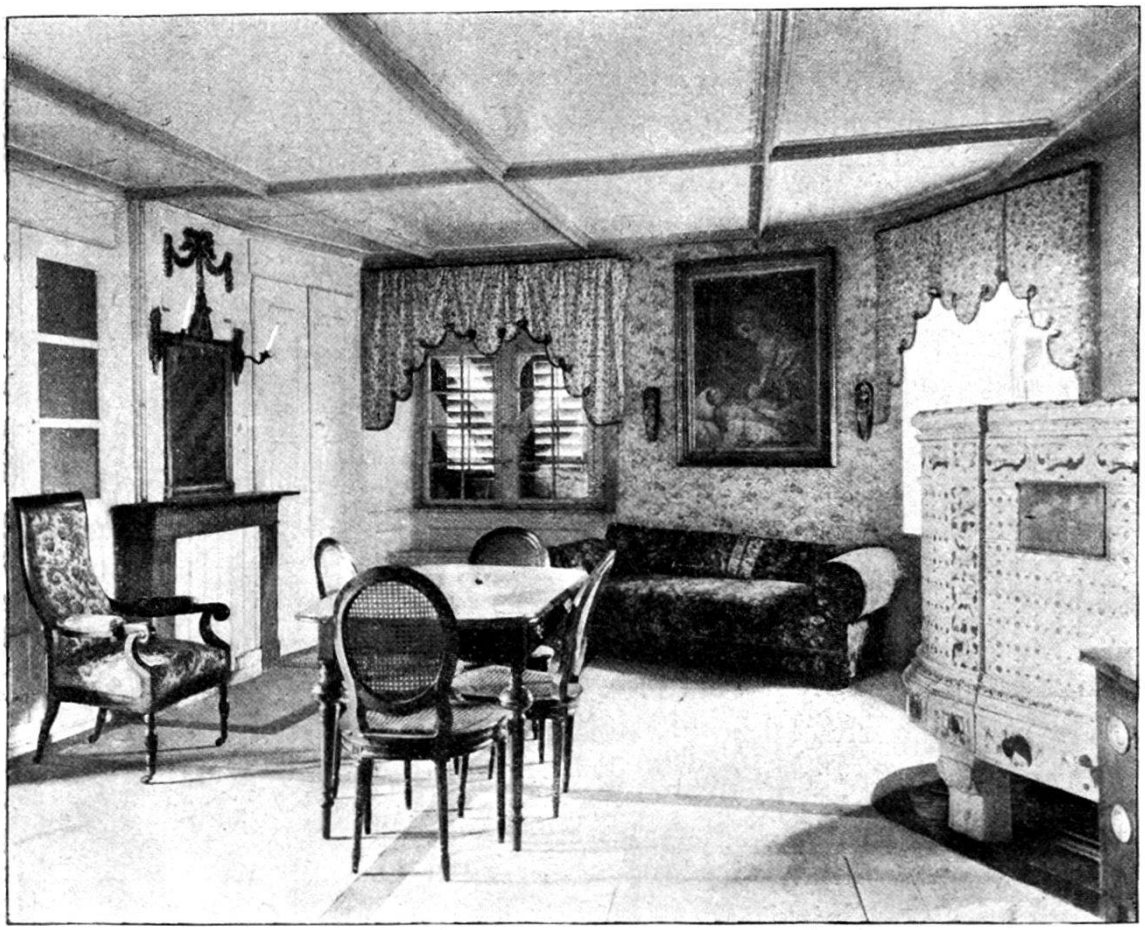


Abb. 91. Die Eckstube im 19. Jahrhundert.

Hans Ludwigs, des Erbauers dieses Stockwerkes, die der Höcklin von Steinegg und von Karpfen aufmalen ließen.

In allen Korridoren des ersten Stockwerkes verbarg man nun auch die alten Balkendecken unter solchen aus Gips mit einfachen aber kräftigen Profilierungen und einem Ornamentschmucke in den Mittelfeldern.

Damals dürfte auch die „Wohnstube" eine neue Vertäfelung erhalten haben, doch weist sie außer den Säulen mit korinthischen Kapitälen, welche die Wände stellenweise gliedern, und der einfachen Profilierung der Decke keinen besonderen Schmuck auf. Leider glaubte eine spätere Zeit, ihr durch einen Farbstrich des früheren Naturholzes ver-

vermehrte Reize verleihen zu können. Wie einfach im übrigen die Ausstattung desselben am Ende des 18. Jahrhunderts noch war, zeigt die Abbildung der zweiten Fensternische (Abb. 61), wobei die spinnende Burgfrau allerdings Vorbildern von Johann Martin Usteris Frauen aus der Reformationszeit nachgebildet zu sein scheint.

Ebenso umfassend wie die Arbeiten an und in der Burg waren die in ihrer Umgebung. Seit ihrem Wiederaufbau hatten sich zwar die Zeiten abermals geändert. Dennoch verzichtete Bern nicht auf sein altes Recht, wonach Wildegg im Kriegsfalle sein offenes Haus war, auch wenn es an die Instandhaltung der Befestigungswerke, wo sie noch vorhanden waren, keine großen Anforderungen mehr stellte, da sie den vervollkommneten Schießwaffen gegenüber doch keinen Widerstand zu leisten vermocht hätten. Auch durfte man den Burg- und Herrschaftsherren nicht zumuten, ihr Leben in einer Festung zuzubringen. Wahrscheinlich ließ Bernhard die Zwinger- und Ringmauern so, wie sie noch vorhanden waren, stehen und auch das Tor in der Zwingermauer. Da man dieses aber wahrscheinlich nicht mehr verschließen konnte, ließ er rechtwinklig zu demselben ein zweites Tor im Zwinger selbst erbauen, das auf der Innenseite durch eine zweiflüglige Türe verschlossen werden konnte, im übrigen aber mehr einer Zierde als einem Verteidigungswerke gleichsieht (Abb. 62). Sein halbkreisförmiger Aufsatz umrahmt die Wappen Effinger und Salis, überragt von einem großen, steinernen Federbusche. Den Türsturz auf der Außenseite zieren die Inschriften: „Omnia cum Deo. Sine suo numine nihil est in homine“ (Alles mit Gott, ohne dessen Wille der Mensch machtlos ist). Die Initialen darunter: B. E. D. I. W. / B. V. S. 1693 (Bernhardus Effinger, Dominus in Wildegg; Barbara von Salis) erinnern als einzige schriftliche Urkunde an die Bautätigkeit Bernhards. Man war demnach im genannten Jahre mit den Restaurationsarbeiten schon bis in den äußeren Zwinger gelangt. Auf der Innenseite des Törleins mahnt Effinger seine Nachfolger „fromm, verträglich, gerecht, mäßig und gottesfürchtig zu leben“: Pietas et Concordia posteritati recommendata. Juste, Sobrie, Religiose.[1]

Seit diesen Tagen wurden an dem Äußeren der alten Burg keine wesentlichen Veränderungen mehr vorgenommen. Nur die große

[1] Zu unbekannter Zeit wurden die hölzernen Torflügel wieder entfernt, doch blieben die eisernen Kloben, in denen sie sich bewegten, in den Steinpfosten.

Sonnenuhr auf der Ostseite verblich allmählich in den Wetterstürmen der kommenden Zeiten. Als sich zu Ende des 19. Jahrhunderts die Mauern als presthaft erwiesen, ließ die letzte Schloßherrin sie mit einem Bestich überziehen, in die „Ochsenaugen" gotische Vierpässe malen und auf der Südseite eine große Kopie der schönen Wappenscheibe des

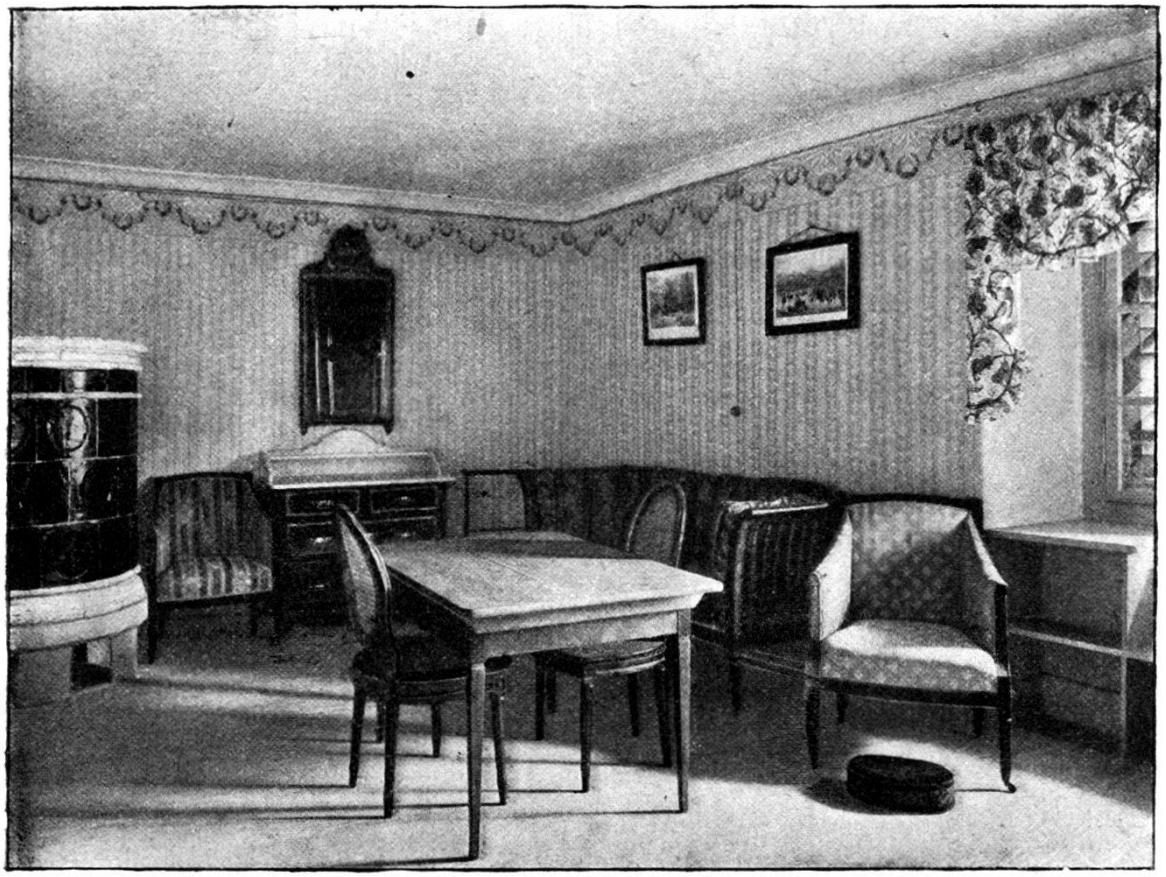


Abb. 92. Die „Karpfenstube" im 19. Jahrhundert.

Christoph Effinger und der Sigonia von Hallwil aus dem Jahre 1565 (Taf. II). Doch wusch der Regen schon nach kurzer Zeit diese Malerei wieder weg.

Ein schwer empfundener Übelstand war auf der Burg von jeher der Mangel an frischem Quellwasser; denn das aus der Zisterne war weder frisch noch rein, namentlich während trockenen Sommern. Schon die um Alles besorgte Witwe Salome hatte darum im Jahre 1670 durch den Brunnenmeister Hans Heinrich Müller von Zürich den sog. „Oberen Brunnen" graben lassen und der Zimmermann zur Wasserleitung 40 „Deuchel" gebohrt. Allein er lag außerhalb der Burgmauern,

und das Wasserholen für Menschen und Tiere war darum namentlich zur Winterszeit mühsam und beschwerlich. Als darum Bernhard im Jahre 1702, während er auf Schenkenberg residierte, den großen laufenden Brunnen im Schloßhofe (VII e) neben dem Pferdestall errichten ließ (Abb. 82 u. Taf. XXII), fand man dieses Ereignis wichtig genug, um auf dem Eisenbande, das die großen Steine des Beckens zusammenhält, eine Erinnerungsschrift einschlagen zu lassen, welche meldet, daß man diese Wohltat dem „wohlweisen, edelvesten Junker Obervogt Bernhard Effinger, wohnhaft zu Wildegg", verdanke. Die Brunnensäule zierten des Bestellers und seiner Gemahlin Wappen. Im Jahre 1779 muß ein Unfall Anlaß zu deren Ersatz durch die heute noch stehende gegeben haben. Seit der Erstellung des neuen Brunnens leitete man das Dachwasser der Zisterne in der Küche zu und benutzte es nur noch als Spülwasser.

Am Ostabhange des Schlosses baute Bernhard ein Bauernhaus für den Sennen (VII, m) nach landesüblicher Art aus Holz mit einem Strohdache.

Wichtiger war der Neubau eines Gasthauses mit Scheune und Stallungen am Südwestfuße des Burghügels. Es wurde für jene Zeit recht stattlich aus Stein aufgeführt mit einer Freitreppe und einem steinernen Balkon darüber, dessen Bodenplatte auf der Unterseite die Jahrzahl 1692 trägt, während der Bauherr über der Türe, welche auf denselben führt, sein und seiner Gemahlin Wappen aushauen ließ. Noch heute erinnert ein in den Farben Berns bemalter Aushängeschild mit der Aufschrift: „Allhier zum Bären 1786" über dem Wappentiere des einst mächtigsten Standes daran, daß sein Gebiet nordwärts bis beinahe an den Rhein reichte. Der vermehrte Ertrag der Rebgüter mochte einem größeren Absatze gerufen haben, weshalb man das alte Tavernenrecht von dem Wirtshause in dem abseits gelegenen Möriken auf das neue Gasthaus an belebter Landstraße übertrug (Abb. 32 und 93).

Unweit davon stand am Bünzbache seit ältesten Zeiten die Hellmühle. Schon im Jahre 1415 war hier anläßlich der Eroberung des Argaus gekämpft worden. 1676 hatte Frau Salome dem Zimmermann Hans Urech Barth von Windisch über der kleinen Mühle einen neuen Dachstuhl verdingt, die damalige Mühle nach der Stampfe verlegt und umgekehrt und über der neuen Stampfe eine Hanf- und Flachsreibe eingerichtet. Es war ein alter Brauch, daß man alle diese drei Betriebe nach einander an derselben Wasserkraft errichtete, denn alle zusammen

Abb. 93. Wildegg im Jahre 1762. Ansicht von Süden
Nach der Zeichnung von Em. Büchel.

Abb. 94. Wildegg im Jahre 1762. Ansicht vom Westen.
Nach der Zeichnung von Em. Büchel.

sorgten für das tägliche Brot, für Öl zu verschiedenem Gebrauche, namentlich für die Beleuchtung, und halfen mit zur Bearbeitung des Hanfes und Flachses für Wäsche und Kleidung.[1] Sie wurden darum auch den Bauern in der Herrschaft und darüber hinaus zur Verfügung gestellt und gehörten dadurch zu den Einnahmequellen des Gutsherrn. Mit der Zeit waren diese primitiven Betriebe so sehr in Abgang gekommen, daß Bernhard für notwendig fand, auch sie zu erneuern, wobei er mit der Mühle begann und über der Öle auch noch eine Wohnung für den Öler einrichtete.

Schließlich ließ Bernhard auch das alte Bauernhaus im sog. Hard, das schon früher Familienangehörigen als Notwohnung dienen mußte, neu und stattlich wieder aufbauen. Es lag im fruchtbaren Talgelände inmitten eines ansehnlichen Grundbesitzes, der heute zum Teil noch diesen Namen führt, unweit der erst später angelegten, großen Landstraße von Aarau nach Brugg (vgl. S. 151).

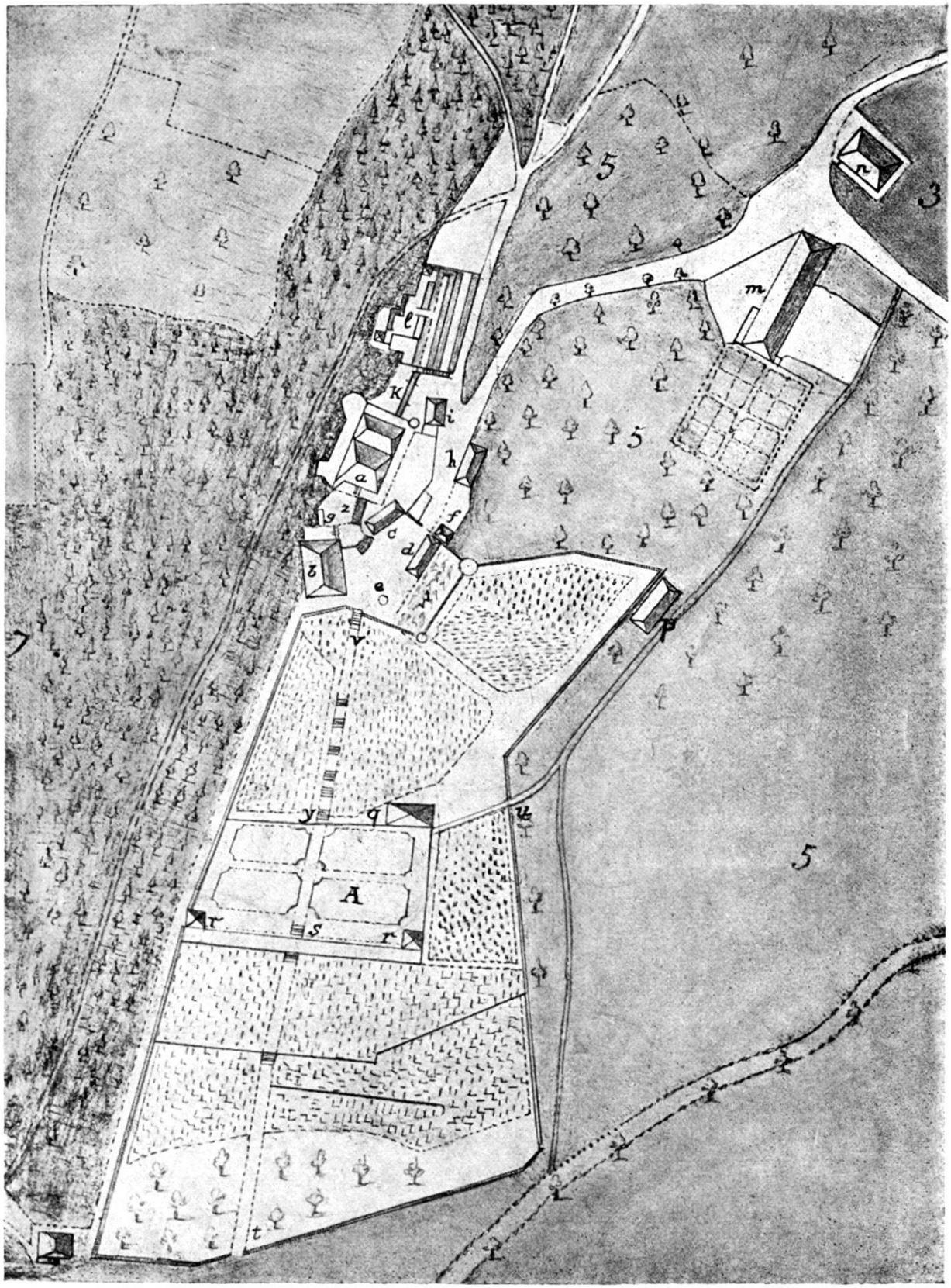
In den Jahren 1700—1702 erfolgte auch der Umbau des Kirchleins von Holderbank auf Kosten von Bernhards Schwester Salome Dachselhofer in Bern (vgl. S. 154 ff.).

Diese Um- und Neubauten erschöpften aber des Burgherrn Tätigkeit als Renovator seines Stammschlosses noch nicht. Denn in gleichem Maße, wie die alten wehrhaften Burgen allmählich ihren ursprünglichen Charakter als Vesten verloren, verlieh man ihnen den vornehmer Landsitze, wobei sich ihre alten Zwinger und Burghöfe in kunstvoll angelegte Lust- und wohlgepflegte Gemüsegärten verwandelten. Auch darin sollte Wildegg seinem Vorbilde, dem ehemals Erlach'schen Schlosse Kastelen, nicht allzusehr nachstehen, auch wenn dem Bauherrn seine Mittel nur einen bescheidenen Aufwand gestatteten.

Der schon von Bernhards Urgroßvater s. Z. angelegte neue Krautgarten (VII w) mochte zwar den früheren Zuständen gegenüber einen Fortschritt bedeuten und auch den Bedürfnissen der Küche im allgemeinen genügen, allein die neuen Anforderungen eines Lustgartens waren ihm fremd. Ganz besonders aber rief das Bedürfnis, sich innerhalb des Schloßgutes in schattigen Laubengängen ergehen zu können, einer neuen Anlage, wozu wahrscheinlich Bernhards Gattin, deren väterliches Schloß im Bergell und die ihrer Verwandten damals schon sich wohlgepflegter Ziergärten mit all' den Vorzügen, welche der südliche Himmel

[1] Später wird von zwei „Ribenen" gemeldet und die eine „Gipsribe" genannt.

Plan VII.



Das Schloßgut um das Jahr 1775.

ihnen zuteil werden ließ, erfreuten, den Anstoß gegeben haben mag. Denn die alten Burghöfe diesseits der Alpen waren gewöhnlich unsauber und schmucklos, die Wohn- und Schlafräume trotz eines bescheidenen Aufwandes noch ungastlich, so daß wenigstens während der milderen Jahreszeit der Aufenthalt im Freien als ein Labsal empfunden wurde, namentlich wo schattige Lauben mit Pavillons und ähnlichen neumodischen Einrichtungen die allzu stechenden Sonnenstrahlen abhielten. Ein solch' lustiger Ort sollte nun auch in der Umgebung der neu renovierten Burg geschaffen werden. Man wählte dazu den mit Reben beflanzten von einer hohen Mauer umgebenen Südosthang des Schloßhügels, auf dessen halber Höhe ein größeres Stück Land verebnet und auf drei Seiten mit einer Mauer umzogen wurde (VII, A), während nach dem Tale hin ein Bogengang aus grünen Laubgewinden über der Stützmauer zwei Eckpavillons aus Stein (VII, r) mit birnförmigen Dächern verband (vergl. Abb. 66, 93 und 95). Der Plan zu dem einen ist noch vorhanden. Er zeigt über der Türe eine Kartusche mit den Wappen Effinger und von Salis. Ein schnurgerader, breiter Weg führte vom Schloßhofe durch den Weinberg und dem neu darin angelegten Gemüse- und Lustgarten hinunter, darauf außerhalb der Umfassungsmauer in einem Bogen nach dem Gasthause zum Bären und damit auf die Talstraße. Bis zu dieser Zeit gelangte man in der Nähe des Brunnens im Schloßhofe über eine Treppe innerhalb der Ringmauer und unter dieser durch den gesprengten Fels hindurch nach dem Krautgarten und aus diesem in den Weinberg (VII, v, w). Jetzt durchbrach man die Ringmauer zwischen Brunnen und Schloßscheune und legte eine Treppe über den Felsen direkt nach dem Weinberge an (VII, v), von wo der schon genannte neue, breite Weg seinen Anfang nahm (Abb. 66, 93). Um die Steigung auszugleichen, wurde er stellenweise mit schönen behauenen Steinstufen unterbrochen. Der Durchlaß durch die Nordmauer des neuen Gartens entbehrte jedes Schmuckes (VII, y). Zu seiner Linken stand etwas abseits hinter der Gartenmauer, aber in diese hineingebaut, der große, gewölbte Gemüsekeller (VII, q). Dem Eingange gegenüber unterbrach den Laubengang ein großes schönes Barocksteinportal, beidseitig flankiert von einem Obelisken (VII, s). Es zeigte im durchbrochenen Giebel die beiden Dreiberge des Effinger'schen Wappens. Den Türsturz darunter zierten zwei Inschriften, von denen die dem Garten zugewendete lautete: „Omnia prudenter et respice finem" (Sei in allem klug und bedenke das Ende). Den von der Talseite den Garten Betretenden erinnerte

sie daran, daß ein guter Name mehr wert sei als große Reichtümer und besser als diese der Schmuck der Tugend: „Nomen bonum melior quam divitiae multae, odor virtutis melior“ [1] (Taf. XXII, XXIII).

Das ganze Areal innerhalb der Gartenmauer war in vier große Beete eingeteilt, die sich um ein mittleres mit hochstämmigen Bäumen bepflanztes Rondell gruppierten. Durch ein Pförtchen in der Gartenmauer beim Gemüsekeller führte ein Weg ostwärts nach der Umfassungsmauer des Rebberges und durch ein einfaches Barocktor in derselben (VII, u) nach der Ziegelhütte (VII, p) und dem Bauernhause (VII, m). Er war angelegt worden, um Garten und Weinberg den nötigen Dung zuzuführen. Das zweite Einlaßtor in der Umfassungsmauer stand am Ende des geraden Weges (VII, t). Es war zierlicher gearbeitet, ähnlich dem Gartentore und trug auf der Außenseite am Türsturze die Inschrift: „Minus est quaerere quam questa parta tueri“ (Es ist weniger schwierig zu erwerben, als das Erworbene zu behaupten, Abb. 60).[2]

So wurde Bernhard zum großzügigen Renovator seines ererbten Besitzes, an dessen Erhaltung seine Vor- und Nachfahren jeweilen nur die dringendsten Arbeiten aufgewendet haben. Im Großen und Ganzen fiel seine Bautätigkeit schon vor seine Wahl zum Obervogte nach Schenkenberg (1699—1705). Nach seiner Rückkehr verstand man in Bern seine staatsmännischen und militärischen Eigenschaften so sehr in Anspruch zu nehmen, daß ihm für die eigenen Angelegenheiten wenig Zeit mehr übrig blieb.

IV. Wildegg unter Bernhards Nachfolgern bis zum Untergange der alten Herrschaft 1803.

(Pläne III, VII—IX).

Als Bernhard im Jahre 1725 starb, trat unter seiner Gattin wieder ein 13-jähriges Witwenregiment ein. Sein Sohn Johann Bernhard war bei des Vaters Tode 24 Jahre alt und seit zwei Jahren verheiratet mit Katharina von Diesbach. Man hatte dem jungen Ehepaare als Wohnung die Karpfen- und die Eckstube überlassen (Abb. 91, 92). Das mochte im Anfange angehen. Als sich aber bis zum

[1] Es wurde später nach dem Schloßhofe versetzt.

[2] Es wurde später in den Garten unterhalb des neuen Landhauses versetzt.

Der Burghof mit dem Brunnen im 19. Jahrhundert.

Tode der Mutter zehn Kinder einstellten, dürfte das Wohnen in diesen beiden niederen Räumen oft recht beschwerlich geworden sein. Trotzdem beanspruchte Frau Barbara das ganze übrige Schloßgebäude für sich. Doch soll daran erinnert werden, daß damals das untere Stockwerk nur drei bessere Räume barg, das obere neben dem Festraume nur drei Schlafkammern, und daß bis zum Jahre 1729 auch noch eine von Johann Bernhards Schwestern unterzubringen war. Als das Schloß beim Tode der Mutter im Jahre 1738 Johann Bernhard als dem einzigen Sohne zufiel, blieb er im Besitze des ganzen Hausrates, da laut Testamentvermerk „nicht viel Köstlichkeiten an Möbeln" vorhanden waren. Denn Frau Barbara hatte keine solchen in die Ehe gebracht und die vielen Bauten ließen auch später zu deren Anschaffung wenig Mittel übrig. Schon 1735 war Johann Bernhard in den Großen Rat von Bern eingetreten, was ihm den Weg zu Staatsämtern öffnete. Er wurde denn auch 1740 Vize-Obervogt zu Kastelen und 1747 Stiftsschaffner zu Bern, was die Verlegung seines Wohnsitzes nach der Hauptstadt zur Folge hatte. Erst nach Ablauf seiner Amtszeit kehrte er 1753 nach Wildegg zurück. Schon im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum Vize-Obervogt von Schenkenberg, der nun zufolge der Baufälligkeit jener Burg auf Wildenstein amtete. Da der Wildegger Junker aber während seines Aufenthaltes in Bern Liegenschaften in der Stadt und deren Umgebung erworben und zahlreiche engere Freundschaften geschlossen hatte, zog es ihn wieder dorthin. Er verkaufte darum 1769 Wildegg an seinen jüngsten Sohn Albrecht Niklaus und verlegte seinen Wohnsitz nach Bern, wo er 1772 starb.

Als Johann Bernhard im Jahre 1738 seinen Besitz antrat, befand er sich keineswegs in beneidenswerter finanzieller Lage, denn er mußte seine zahlreichen Schwestern auskaufen, was ihn nötigte, eine beträchtliche Geldsumme aufzunehmen. Noch im gleichen Jahre ließ er in der Karpfenstube einen Ofen aufstellen. Er ist entsprechend einfach aus honiggelben Füllkacheln und blau bemalten Gesimsen aufgebaut und trägt das Hafner-Monogramm HB·ST· mit der Jahrzahl 1738 (Abb. 92). Wichtiger war seit Beginn der 1740er Jahre die Umwandlung des von zwei Türmen flankierten Krautgartens in eine große Terrasse („Altane"), die er mit Kastanienbäumen bepflanzen ließ (VII, w und Taf. XXIII). Denn seit der vom Vater veranlaßten Anlage des neuen Gartens im Rebberge war er entbehrlich geworden. Wahrscheinlich wurden in Verbindung mit dieser Arbeit die alten Ringmauern

bis auf eine niedere Brüstung abgebrochen. Die von den Wehrbauten entblößte Burg bedurfte nun auch nicht mehr des unbequemen hölzernen Steges über den Halsgraben (VII, z), dessen Begehung namentlich zur Winterszeit des Ausglitschens wegen nicht ungefährlich war. Deshalb ließ ihn Johann Bernhard durch eine gewölbte steinerne, auf einem mittleren Pfeiler ruhende Brücke ersetzen. Wahrscheinlich wurde bei diesem Anlasse auch das Zwingertor umgebaut, wobei es der Zugbrücke verlustig ging, wenn es eine solche je besessen haben sollte (vgl. S. 456). Mit der Erbauung dieser steinernen Brücke verlor nun auch der Halsgraben selbst seine frühere Bedeutung. Nach Frau Sophie von Erlachs kleiner Burgchronik wurden darin damals und früher die Jagdhunde gehalten, welche mit lautem Gebell die Ankunft jedes Fremden verkündeten, gleichsam an Stelle des Hornrufes des Burgwächters. — „Jetzt blühen", schreibt sie (1816), „an den Kalkfelsen Eppich, Zwiebelgewächse, Steinnelken und Wermuth in malerischem Wechsel mit wilden Rosen und Eschenbäumen, die aus den Felsspalten herauswachsen."

Johann Bernhard war ein großer Liebhaber von Pferden und schönen Wagen, über deren Anschaffungen die Haushaltungsrechnungen zahlreiche Einträge enthalten. Aber auch der Landwirtschaft wandte er alle Fürsorge zu. Er ließ darum auf der Nordseite der steinernen Treppe, die seit unbekannter Zeit aus dem Schloßhofe nach der Brücke hinaufführt, einen großen Keller graben und darüber ein geräumiges Kornhaus erbauen (VII. c). Seit dem Jahre 1798 wurde es während langer Kriegsjahre für die Unterkunft der Einquartierungen eingerichtet und darum Kaserne genannt. Hier hausten vorübergehend Franzosen, Portugiesen, Deutsche, Polaken, Ungarn, Italiener und Spanier aus dem großen Völkergemisch der Armeen Napoleons und seiner Gegner. Diesem Gebäude gegenüber errichtete Johann Bernhard 1755 einen Kutschenschopf (VII, d) mit einem Uhrentürmchen auf dem Dache, dessen Stundenschlägen die Bewohner oft in sorgenvollen, schlaflosen Nächten lauschten. In seine Ostwand wurde die alte Ringmauer einbezogen, während man, wie wir schon vernahmen, sie an den übrigen Stellen bis auf eine Brustwehr niedergelegt hatte. Die Nordfronten dieser beiden neuen Gebäude verband die alte Ringmauer mit dem großen Einlaßtore aus dem Jahre 1618 (S. 450). An sie lehnte sich auf der Außenseite in Verlängerung des Wagenschopfes das Pförtnerhäuschen (VII, f) mit der Wohnung des Torwartes an (vgl. Taf. XIX). Hier wurden die erlegten Wildschweine ausgezogen und verteilt.

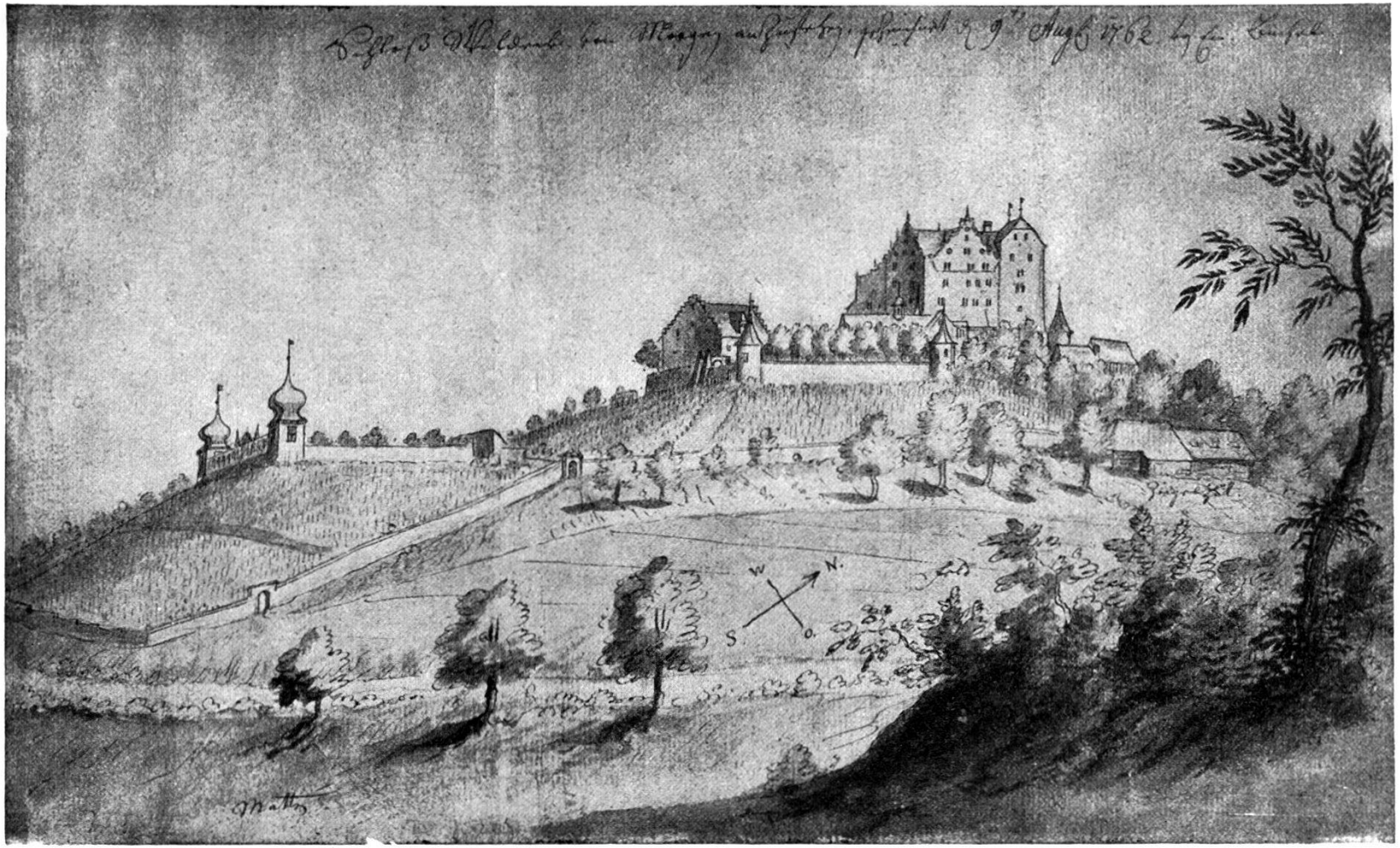


Abb. 95. Schloß Wildegg im Jahre 1762. Ansicht von Süden.
Nach der Zeichnung von Emanuel Büchel.

Weiter nördlich davon (etwa an der Stelle des gegenwärtigen Brunnens) stand das Wasch- und Badehäuschen (VII, h) und diesem schräg gegenüber am Fuße der Nordostecke des Burgfelsens das Haus für den Rebmann mit einem Holzschopf und Hühnerstall (VII, i). Zu welcher Zeit diese kleinen Gebäude errichtet wurden, wird uns nicht gemeldet, vielleicht schon unter Bernhard Effinger.

Im Schlosse kam nun auch der alte Festraum wieder zu Ehren. Man ließ seine Wände mit großen wollenen Tapeten, sog. Verdüren, behängen und verlieh ihm dadurch vermehrte Wohnlichkeit und Eleganz. Dabei wurden die Fensternischen mit gleichartigen Mustern bemalt, ebenso die unbedeckten untersten Teile der Wände.[1] Man nannte seither diesen Raum den „grünen Saal". In der bekannten Hafnerei der „Gebrüder Meyeren, Hafner in Steckboren" erwarb Johann Bernhard im Jahre 1754 für die Wohnstube den schönen blaubemalten Turmofen, dessen Kacheln mit Ansichten von Schlössern, Wasserkünsten, Gartenanlagen und ähnlichen Motiven geschmückt sind. Wahrscheinlich kaufte auch er oder vielleicht schon sein Vater Bernhard den großen, blaubemalten Turmofen mit polygonem Aufsatz, dessen ursprünglichen Standort man nicht mehr kennt, den aber Rudolf Effinger in die neuinstallierte „Junkerhauptmannstube" im zweiten Stocke des Burghauses versetzen ließ (Abb. 100).

Albrecht Niklaus (1735—1805) führte nach Uebernahme des Schloßgutes im Jahre 1769 die vom Vater begonnenen Verbesserungsarbeiten weiter. Seit der Erbauung des Kornspeichers wurde der Kornboden über dem ehemaligen Pferdestalle im Schlosse überflüssig. Wahrscheinlich hatte ihn darum schon Johann Bernhard in eine große, mit Kaminsteinen gepflasterte Kammer umgebaut, welche die Burgfrau zum Glätten der Wäsche und ähnlichen Arbeiten benutzte (III, D 1). Im Jahre 1773 ließ sie Albrecht Niklaus durch eine Wand unterschlagen, worauf er in dem hinteren „Kabinet" (III, D 2), das er mit einem Kamin versehen ließ, seine Bücher unterbrachte. In dem größeren vorderen Raume wurden eine ganze Reihe von Schränken längs der Wände eingebaut, worauf er als Eßzimmer diente, das ein großer schmuckloser Kachelofen erwärmte (Abb. 96). Nun wurde auch der an die Außenmauer angebaute kleine, erkerartige Abort entfernt und

[1] Diese Wandmalereien kamen bei der Restauration des Jahres 1917 wieder zum Vorschein, waren aber stark verdorben.

die Türöffnung in der Mauer geschlossen. Im folgenden Jahre stürzte, wie wir schon meldeten (S. 448) das vordere Türmchen in den Halsgraben, worauf man es abbrechen ließ, ebenso wie die mit Schießscharten versehene Zwingermauer auf der Ostseite gegen den Burghof. Die nun offene, schmale Zwingerstufe verwandelte man durch ein

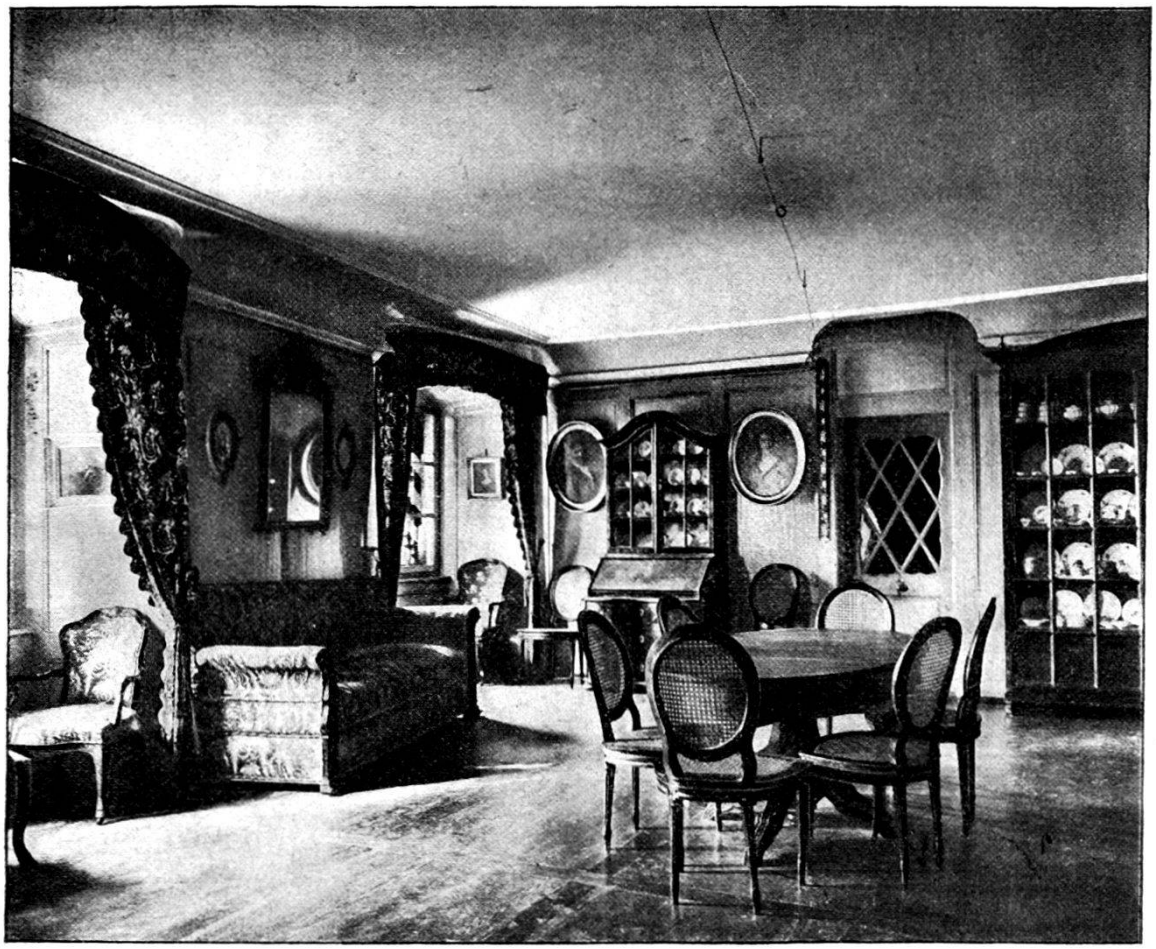


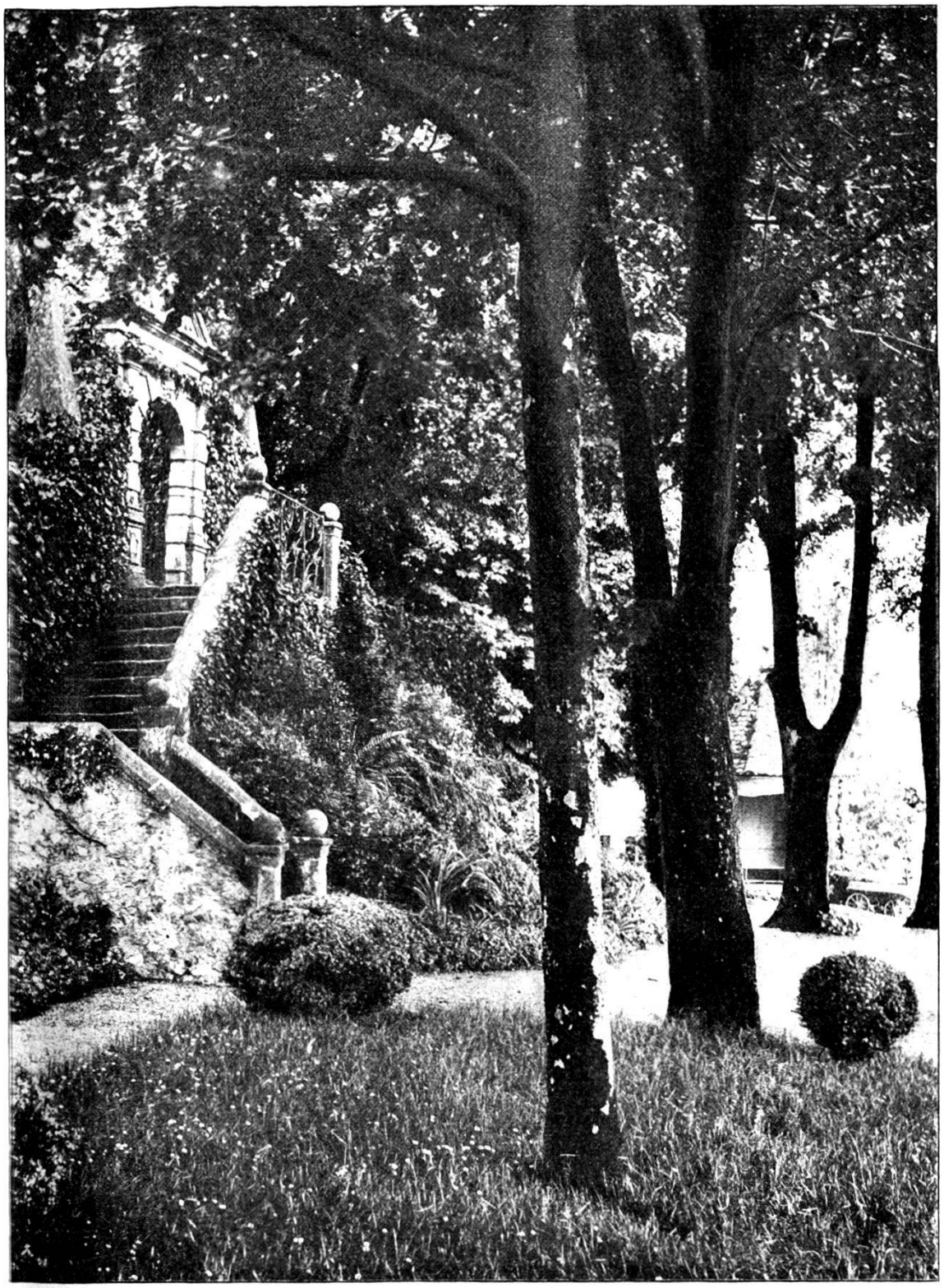
Abb. 96. Das „neue Eßzimmer" im ehemaligen Oekonomiegebäude.

Holzgeländer in eine Art von „Altane" und bepflanzte sie auf der Burgseite mit Bäumen und Weinstöcken, welch letztere an dem alten Gemäuer sich emporrankten. Das hintere Türmchen wurde, wie wir schon meldeten (vgl. S. 448) erst 1811 abgebrochen. Im Jahre 1777 erweiterte Albrecht Niklaus auch die von seinem Vater angelegte Terrasse, indem er auf der Südseite der Burg die Felsen unterhalb der Brüstungsmauer sprengen, das Terrain verebnen, mit Linden bepflanzen und die Mauer gegen den ehemaligen Krautgarten

abbrechen ließ, wodurch er die alte Anlage mit der neuen vereinigte. Sie wurde talwärts nur mit einer grünen Buchshecke umsäumt (IX, P). Natürlich darf die malerische Wirkung der heutigen Anlage, auf deren grüne Rasenbeete die alt gewordenen Bäume ihren Schatten werfen und sie zur schönsten landschaftlichen Zierde der ganzen Umgebung des Schlosses machen, mit der damaligen nicht verglichen werden. Aber schon vor hundert Jahren pries Frau Sophie von Erlach in ihrer kleinen Burgchronik (S. 123) deren Reize mit folgenden Worten:

„Sie bietet einen trocknen Ort zu mäßiger Bewegung, Schutz gegen die sengenden Strahlen der Mittagssonne und eine herrliche Aussicht dar. — Hier ganz in der Nähe rankt die Weinrebe am Pfahl, weiters wallen prächtige Saaten und wachsen üppige Kräuter in fetten Matten; schöne Häuser, viele Dörfer und die Städte Araü und Lenzburg bieten sich dem Auge dar; die Hochgebirge entfalten ihre bald weißen bald goldenen Scheitel, und der Arfluß schlängelt sich in malerischer Bahn durch das Thal hinunter und belebt das ganze reizende Gemälde mit seinen Fluten. — Wie oft hat nicht hier mein schwelgendes Auge sich an dieser herrlichen Gegend ergötzt, wie oft hab' ich nicht gedacht, hier wäre das Elisium, wenn der Winter und die Parzen daraus verbannt werden könnten. — Hier übersieht mein Bruder (Ludwig Albrecht) den größten Theil seiner Güter und beobachtet seine Arbeiter. — Sein Auge richtet sich fürnemlich gerne nach dem Haard, so heißt nähmlich eine große, etwas entlegene Scheune mit umliegenden Güteren, welche er sehr verbessert hat und wo er Sommer und Winter einen Senn mit 16 Kühen hält; — das Meinige hingegen richtet sich öfters nach dem zu Füßen liegenden Gemüse Garten, um nachzusehen, ob der Gärtner meine Befehle treulich erfüllt, — hier pflegt Pomona ihren goldenen Seegen alle Herbste auszustreuen, ich wandle dann, mit einem kleinen Körbchen versehen, fleißig die Treppe hinunter um denselben eigenhändig zu pflücken und einzusammeln".

Für die neue Terrassenanlage verzeichnet allein das Jahr 1778 einhundertvier Taglöhne. Wahrscheinlich geschahen diese Verschönerungsarbeiten zu Ehren der dritten Gattin, um die der Schloßherr damals freite (vgl. S. 225 ff.). Im gleichen Jahre ließ Albrecht Niklaus auch die Brunnensäule im Schloßhofe durch die noch heute stehende ersetzen, da die alte ihm entweder mit ihrer neuen Umgebung nicht mehr zu harmonieren schien, oder durch irgend ein Naturereignis beschädigt



Die ältere Terrasse, früherer „Krautgarten", im 19. Jahrhundert.

worden war. Auch noch zwei andere, lauschige Plätzchen wurden um jene Zeit angelegt. Auf der Nordseite der Schloßscheune ragt der Fels gegen den Halsgraben ein gutes Stück vor. Auf seinem Rücken ließ der Burgherr eine kleine ummauerte Terrasse anlegen, die man über einige Steinstufen von der Schloßbrücke aus erreicht, oder über eine schmale, der Hofseite der Scheune sich anschmiegende Holztreppe (IX, G). In deren Giebelstock, welcher den Felskopf überragt, lagen die Kammern für die Pferdeknechte, zu denen man, abermals über einige Stufen, von der Terrasse aus gelangte. Wundervoll ist auch von hier aus der Ausblick nach dem Tal der Aare. Jenseits ihrer Fluten thront auf mächtigem Felskopfe die stolze Burg Wildenstein. Dahinter steigt das Gelände mit grünen Matten und dunkeln Wäldern gegen die Juraberge an, während weiter nördlich im fruchtbaren Vorgelände des romantischen Schenkenbergertales mit den spärlichen Ruinen der inzwischen zerfallenen Burg die Dörfer Veltheim und Schinznach aus den wohlbebauten Zelgen und dem Wieslande hinübergrüßen. Erst hinter dem Bözberg verliert sich der Fernblick im Dufte der Schwarzwaldberge.

Der Weg von dieser Terrasse nach dem Burghofe führt über die genannten steinernen Treppenstufen hinunter zunächst auf einen mit Steinplatten belegten, breiten Podest, auf dem sich oberhalb der Holztreppe eine von Brettern umrahmte Bank an die Scheunenmauer anlehnt (Taf. XXI). Es ist die sog. Nische, der Lieblingsplatz der Burgbewohner, wo man sich, wie Sophie v. Erlach (a. a. O. S. 119) schreibt, am Abend, ganz nahe der Wohnung, von Ausflügen oder Arbeiten zurückgekehrt, gerne niedersetzte, um die schönen Dämmerstunden noch im Freien zu genießen, bis die Glocke zum Nachtmahl rief. Hier pflegte Albrecht Niklaus, lieber als an jedem anderen Orte, sein Abendpfeifchen zu schmauchen und den Rapport seines Schaffners Hauri anzuhören. Auch der Verfasserin der Burgchronik schwebten nach ihren Aufzeichnungen hier die lebhaften Bilder ihrer Jugend deutlicher vor der Erinnerung als irgend anderswo, und es war ihr, als hätte sie hier ihre lieben Eltern mit dem Hauslehrer Ris und dem Schloßschaffner erst noch vor kurzer Zeit in traulichen Gesprächen sitzen sehen, während doch schon so viele Jahre seit jenen Tagen verflossen waren. Sie selbst strickte oder las oft auf dieser Bank und noch öfter hing sie ihren Gedanken an die schön verlebte Jugendzeit nach.

Schon vor der Erweiterung der Terrasse hatte Albrecht Niklaus, soweit dies aus den erhalten gebliebenen Plänen geschlossen werden kann,

den Felskopf nördlich der Burg, der in den letzten Jahrhunderten in romantischer Wildnis belassen worden war, terrassieren, mit Mauern umziehen und sogar auf der Talseite mit zwei kleinen Pavillons, ähnlich denen im neuen Krautgarten, zieren lassen. Man nannte diese mit viel Aufwand von Geld und Arbeit erstellte neue Gartenanlage „das Kastell" (VII, l; IX, L). Um sie besser mit dem Schlosse zu verbinden, ließ er 1778 über den immer noch vorhandenen Teil des alten, äußeren Halsgrabens auf der Talseite eine steinerne Brücke erbauen (VII, K), die von einer der oberen Terrassen nach der „Zwinger-Altane" auf der Nordseite der Burg führte (Abb. 64). Da dieser neue Übergang aber den Nachteil hatte, daß Gesindel sich ungesehen vom Kastell aus direkt nach dem Burgeingange schleichen konnte, wurde dieser Zugang mit dem hinteren Türmchen im Jahre 1811 wieder entfernt.

Nach der Anlage der Heerstraße Aarau-Brugg im Jahre 1772 wurde wahrscheinlich auch das Sträßchen, welches, vom Gasthause nach Osten abzweigend, dem Fuße des Burghügels eine Strecke weit folgt und sich dann, früher fast rechtwinklig, in scharfem Bogen bergan nach der Hofseite zwischen der Schafscheune und dem Bauernhaus wandte, angelegt. Von ihm zweigte schon damals der Fußweg ab (vgl. Plan VII), der heute noch der Umfassungsmauer des früheren Weinberges folgend, an der Ziegelhütte (VII, p) vorbei nach dem Bauernhofe (VII, m) führt. Zwischen beiden Oekonomiegebäuden ließ Albrecht Niklaus auf der Bergseite des Sträßchens, das von hier aus abermals in scharfem Bogen nach dem Schlosse ansteigt, im Jahre 1786 den sog. Wagnerschopf errichten (IX, u), in dem wahrscheinlich die Fuhrwerke instandgestellt und andere Handwerksarbeiten verrichtet wurden; darüber lagen einige Kornböden. Aber auch der zweite Fußweg, der, von der großen Landstraße abzweigend, dem Westabhange des Berges unter den Felsen folgt und den Berggrat nördlich des Kastells erreicht (vgl. Plan VII), wurde damals schon begangen. Den Hauptzugang aber bildete immer noch, wie vor alten Zeiten, der schlecht angelegte Burgweg von Holderbank aus, obgleich zur Hinaufbeförderung einer Kutsche zu vier Pferden ein Vorgespann von zwei Ochsen nötig war, wobei alle Zugtiere hintereinander eingespannt werden mußten.

Im Jahre 1780 hatte der Schloßherr zum ersten Male einige Pappelzweige als große Seltenheit von Bern nach Wildegg gebracht, die zunächst vor dem Bauernhofe aufgezogen wurden und so gut gediehen, daß man mit solchen auch an anderen Stellen die Straßen

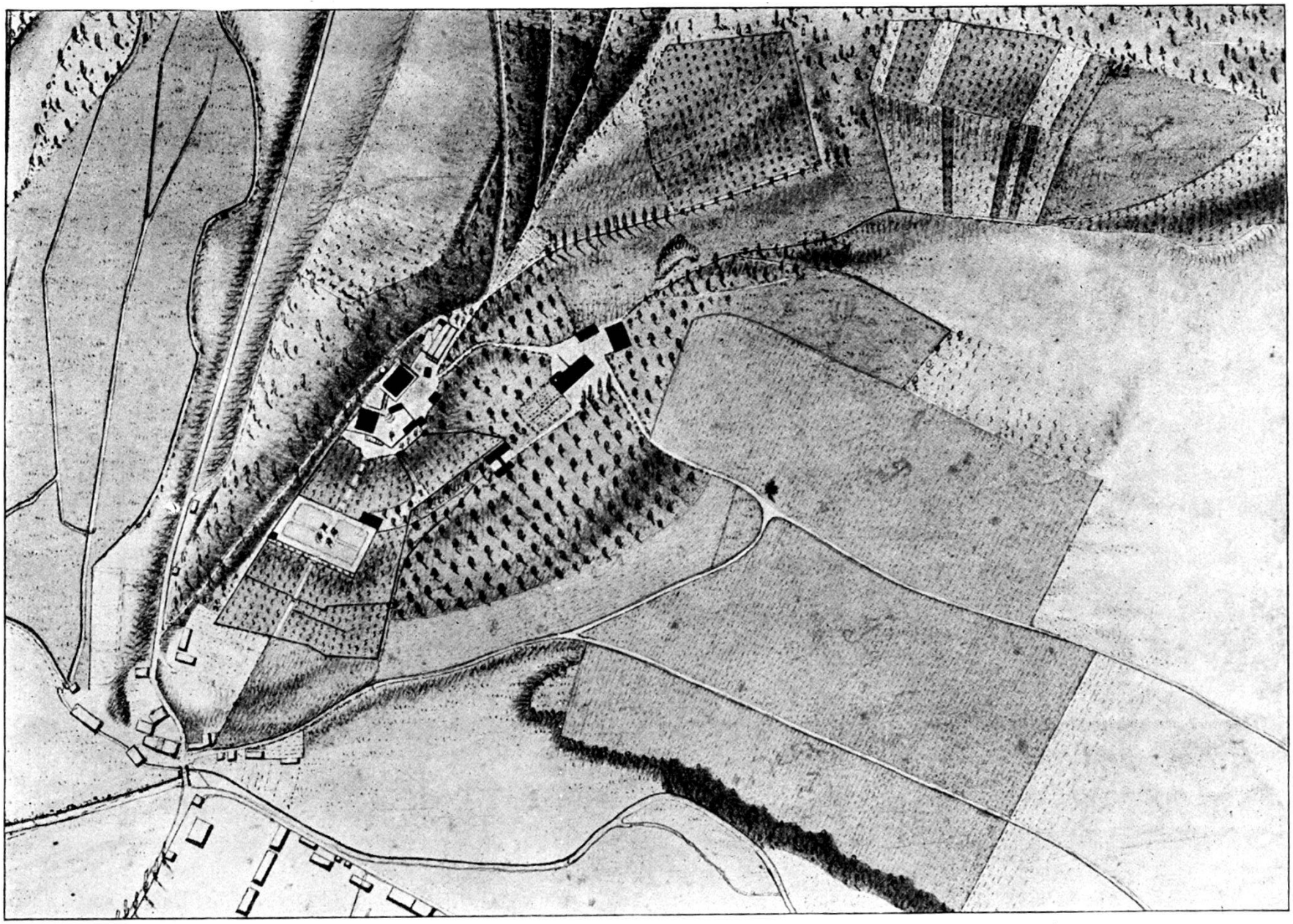
säumte (vgl. Plan VIII). Über diesen Arbeiten in der engeren und weiteren Umgebung des Schlosses vergaß aber der kunstsinnige und prachtliebende Besitzer die weitere Ausgestaltung der Innenräume nicht, wenn er auch keine durchgreifenden Bauten mehr auszuführen hatte. Im oben genannten Jahre kaufte er eine Salonausstattung von zwei Sophas und zwölf Fauteuils mit reich geschnitzten, vergoldeten Gestellen und gelbseidenen Damastüberzügen (drei davon jetzt im Landesmuseum, vgl. Seite 227). Doch scheinen sie nicht für Wildegg bestimmt gewesen zu sein, denn es hielt ihn nicht mehr auf der Burg, wo er schon so viel Unglück in der Familie erfahren hatte. Er stellte darum seit diesem Jahre einen Gutsverwalter an, und da er beabsichtigte, längere Reisen zu unternehmen, ließ er ein Inventar über die gesamte Fahrhabe des Schloßgutes aufstellen (vgl. auch S. 225 ff). Dieses ist kulturgeschichtlich nicht ohne Interesse, da es uns nicht nur einen Einblick in den Besitz an Wäsche und Vorräten aller Art gestattet, sondern auch eine gute Vorstellung von der Ausstattung der Zimmer vermittelt. An seiner Hand wollen wir einen kurzen Gang durch das Schloß unternehmen.

Im sog. „Rauchsäli" beim Burgeingange (III, E_2) standen ein Bett und eine unbeschlagene Kommode. Tisch und Stühle fehlten, dafür aber zierten die Wände 13 große Kupferstiche, drei Ölgemälde, ein kleiner Spiegel und ein Hirschkopf. Es scheint demnach, daß man diesen Raum außer Gebrauch setzen wollte. Auch die „neue Stube" (Abb. 96) über dem Heuboden (III, D_1) mußte ein grünes Bett aufnehmen, dazu zwei Sophas, zwei Fauteuils, sechs Sessel, zwei Tabourets[1] von gelber Mocquette, eine Kommode, ein Tischli, einen Spiegel, eine Pendule, vier Leuchter, drei Porträte, zehn Landschaften und zwei kleine Tableaux. Vor jedem Sopha lag als eine neue Errungenschaft gesteigerter Wohnungsansprüche ein Bodenteppich („tapis"). Sie diente damals als Wohn- und Schlafraum. — Das „Kabinett" (III, D_2) dahinter war mit einem Cabriolet, vier Sesseln von „Tapetzerey" (Stickerei), einem Tischchen, einem zweiten Tischchen mit „écran"[2], einem Spiegel über dem Kamin, zwei kleinen Leuchtern und dreizehn Bildern verschiedener Art ausgestattet. — Die „gelbe Stube" (Salis-Stube, Abb. 90, III, F_2) enthielt ein gelbes Bett, ein Sopha, sechs Sessel und zwei Tabourets, sodann ein „bureau" (Schreib-Kommode mit Aufsatz), zwei Kommoden, ein Tischli, zwei Spiegel, zwölf Porträts und ein „anderes

[1] Sitzschemel. [2] Kleiner, aufrechtstehender Lichtfächer.

Gemälde", sowie eine Nachtuhr mit einem „Pied d'estal"[1] darunter. Sie hatte ihren Namen wahrscheinlich von den gelben Plüschüberzügen der Sitzmöbel, die heute wieder darin stehen. — In der Eßstube, dem alten, schönen Wohnraume des Schlosses (Taf. XXV, III C3) standen sechs Fauteuils und sechs Sessel von Moquette, ein „bureau" mit dem Tassenschäftli darauf, ein Tischli, der Eßtisch mit einem „tapis" darüber, eine Pendule und ein „clavecin" (Musikinstrument) mit einem „tapis", während die Wände zwei Wandleuchter, ein Spiegel, zwei große und drei kleinere Porträte, sieben gemalte Landschaften und fünf Kupferstiche zierten. — Das von ihr abgesonderte Kabinett des Burgherrn enthielt nur ein Tischlein und ein Pult. Es scheint damals nicht benutzt worden zu sein. In dem alten Schlafzimmer (Abb. 84, III, C4, „unserem Zimmer") daneben stand das große Bett für den Burgherrn und seine Gattin, wohl ausgerüstet mit allen Zutaten, welche die Zeit bot: mit einer Matratze auf dem Strohsack, einem „chuderseidenen" Deckbette und einem Umhang von gedruckter Flanelle. Der Raum war zu einem langen Schlauche geworden, dessen hintersten Teil man durch zwei große, weiße Umhänge zu einem Alkoven mit dem Ehebette abschloß. Darin standen zudem ein kleines Ruhebettli und ein Tabouret, die mit dem gleichen Stoffe, wie der Bettumhang, überzogen waren. Der vordere Teil dieses Raumes enthielt zwei Fauteuils, drei Sessel, ein Bureau, eine Kommode, ein Tischlein, zwei Spiegel, eine Stockuhr, zehn große und ein kleines Porträt, sechs große und zehn kleinere Kupferstiche und drei „andere Gemälde". — Im hinteren Schloßgebäude hatte man, wie wir schon vernahmen, die Karpfenstube unterschlagen. Der hintere Teil hieß nun die „Praeceptorstube" (Abb. 92, III, D4), weil er dem Hauslehrer und den drei Knaben als Lehr-, Wohn- und Schlafstube dienen mußte. Doch waren nie alle drei zusammen anwesend. Für den Lehrer stand darin ein grünes Bett mit rotem „ruban" garniert, am Tage mit einer roten Indienne-Decke überdeckt, „der Knaben Bett" war von rot und grüner Bercame und sonst gleich wie das des Lehrers ausgestattet. Ein „bureau", eine Kommode, ein Tischli, vier Sessel, drei von gelbem „Camelot imprimé", bildeten die ganze übrige Ausstattung. — Die anstoßende Eckstube (Abb. 91, III, D5) wurde seit der Anstellung eines Schloßverwalters diesem überlassen. Sie enthielt ein großes Bett, ein „tombeau-Bettli"[2], zwei alte Sessel,

[1] Sockel. [2] Kinderbettchen mit hohen Wänden (Kistenbettchen).



Das Schloßgut Wildegg zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Plan VIII.

zwei alte Fauteuils, ein Tischli, ein Buffertschäftli, einen großen Schaft, einen Spiegel, einen Plan der Herrschaft, eine (Glas) Kugel an der Diehle und einen Barometer. — Auch der alte Festraum (Abb. 87, III, C_6) mußte trotz seiner neuen Ausstattung wieder Wohnzwecken dienen. Es standen darin ein Bett mit grünen Vorhängen, passend zu der Wandverkleidung, ein Sopha, zehn Sessel, zwei Tabourets mit Damast, zwei Fauteuils von „Tapetzerey", drei Tischlein, zwei Spiegel, eine Kommode, und außerdem wird eines schönen Tischtuches gedacht, worunter wir vielleicht die gestickte Decke zu verstehen haben (Taf. V). — In der Grauen Stube (III, C_7) daneben standen ebenfalls ein Bett mit grauen Umhängen und ein „tombeau-Bettlein", ein Bettschragen, ein Ruhebett, fünf Sessel, zwei Fauteuils mit gelbem und blauem Guinguan überzogen, eine „Chaise percé" [1], ein Tisch mit einem tannenen Blatt, ein Tischlein mit einem Fuß, zwei „wüste" Umhänge, ein Bücherschaft, ein Guéridon, zwei irdene „crachoirs", [2] elf Porträte und fünf Kupferstiche, ein „bureau", und eine große Kommode. Offenbar diente dieser düstere Raum damals mehr als Magazin für die Möbel, die zur Zeit außer Gebrauch waren, und im Notfalle als Schlafkammer. — Den auf dem Vorplatze abgesonderten Raum (III, B_5) hatte man inzwischen besser ausgebaut und nannte ihn die Weiße Stube. Er war zweifellos das eigentliche Gastzimmer. Denn die einzige Tochter Sophie wurde als kleines Kind ihrer Großmutter zur Erziehung übergeben und später in Pensionen der Westschweiz untergebracht. Sein Inventar bildeten ein „feines" Bett mit blau und weißen Indienne-Anzügen, vier Sessel mit blau und gelbem Guinguan überzogen, eine Kommode, zwei Tischlein, ein Schaft, acht Porträte und ein Spiegel. — Im Gange daneben (III, B_4) hatte man zwei Tischlein zusammengestellt und mit einem blau und weißen Moquette-Tischtuche bedeckt, daneben standen zwei Sessel. Die langen Wände zierten acht alte Gemälde und sechs Landkarten. — In der sog. Kinderstube (Abb. 98, III, E_3) über dem Schloßeingange im unteren Stockwerke, die man damals den Dienstboten überlassen hatte, weil man sie nicht für den jungen Nachwuchs brauchte, standen zwei Betten, ein Ruhebett, vier verschiedenartige alte Sessel, ein Schaft, ein Buffet mit einem Schaft, drei kleine Schäftlein, ein kupfernes Gießfaß mit Becken, eine tannene Kommode, zwei Tische und zwei Schemel. — Im schmalen Gänglein (III, F_1) daneben

[1] Nachtstuhl für Kranke. [2] Spucknäpfe.

bewahrte man zum Gebrauche der Dienstboten ein Spinnrad, eine Kunkel, einen Haspel und eine Garnwinde auf und nebenbei stand ein Schaft. Zwei große und ein kleiner standen auch in dem großen, breiten Gang zwischen Küche und Eßstube (III, B_2) und dessen Verlängerung in dem neuen Anbau, dazu der schon erwähnte große Tisch für die Burgfrau (S. 443), eine Stockuhr und zwei Sessel.

Das Estrichgeschoß mit dem ehemaligen Schlafzimmer im Turm hieß die „Schweibe". Es diente als Vorratsmagazin für allerlei Bettzeug und gedörrtes Obst. Die gebrannten Wasser dagegen wurden im kühlen „Gewölbe" (Archiv, III, A_3) aufbewahrt.

Zahlreich war das Geschirr für Vorratskammern und Waschräume, Küche und Tafel, wobei unter letzterem zum ersten Male solches aus Fayence und Porzellan genannt wird.

Im allgemeinen erhält man den Eindruck, daß das Schloß mehr als ausreichend, aber sehr einfach möbliert war, wobei nur in den schönsten Zimmern weiße Fenstergardinen erwähnt werden. Auffallend ist die Reichhaltigkeit des Bilderschmuckes, der allerdings zum Teil in den Familienporträten bestand, die sich im Laufe der Zeit angehäuft hatten. Aber nur von Hans Ludwig und Felicitas von Karpfen sind Kniestücke vorhanden, denen Albrecht Niklaus im Jahre 1769 das seiner ersten Gemahlin Johanna Katharina von Graffenried in der orientalischen Tracht einer Sultanin, wie es damals Mode gewesen zu sein scheint, beigesellte. Er bezahlte dafür, laut noch vorhandener Quittung, dem Berner Maler, Zeichner und Radierer Johann Ludwig Aberli, zehn Louis d'or. Alle anderen sind von kleinerem, wenn auch zum Teil noch recht stattlichem Format, während in bernischen Schlössern sonst Bildnisse mit lebensgroßen Darstellungen in ganzer Figur nicht zu den Seltenheiten gehören.

Wildegg wurde nun Sommersitz. Um aber nicht aller Vergnügungen während dieser Wochen verlustig zu gehen, welche Bern und wohl auch die Schlösser seiner Umgebung boten, kaufte Albrecht Niklaus 1783 ein Billard, für dessen Aufstellung man die Eckkammer im Estrichgeschoß herrichtete, worin es sich heute noch befindet. Da sich mit der Zeit der Betrieb der Hellmühle nicht mehr lohnte und das Gebäude reparaturbedürftig war, so wurde sie am 1. Januar 1787 mit dem Krautgarten, etwas Land und der Hanfreite in der Langmatt samt dem halben Keller unter dem Hause, in dem der Oehler wohnte, um 15,000 Gl. Berner Währung und 15 neue Dublonen Trinkgelder an den Pächter

Felix Wildi, alt Müller und Seckelmeister von Suhr, verkauft. Das traf auch für die Schmiede in Möriken zu. Im Jahre 1793 folgte der Verkauf der Öle, der Gypsreibe sowie der westlichen Hälfte des Landes unterhalb des Rebberges bis zum Sträßchen nach Möriken an Herrn Laue & Cie. um 3000 Gl. Berner Währung (vgl. Plan VIII) und schließlich am 1. Mai 1794 der der ganzen Herrschaft an den ältesten Sohn Sigmund Bernhard (S. 242). Dafür erwarb der Vater das Wegmühlegut bei Bern, wohin er sich zurückzog. Sigmund fand sich schwer in die Aufgabe eines Gutsherrn. Um sich überflüssiger Sorgen zu entlasten, verkaufte er 1797 auch das Wirtshaus zum „Bären" am Fuße des Schloßhügels und das Gasthaus in Gränichen (S. 246), doch erwies sich der Käufer für das erstgenannte der beiden Gasthäuser in der Folge nicht als zahlungsfähig. Dafür war der neue Schloßherr umso mehr für die gute Instandhaltung des Schlosses und der Ökonomiegebäude besorgt. Infolgedessen erhielt die große Scheune am Bauernhause zwei Einfahrten. Im Jahre 1795 erbaute er die untere Ziegelhütte jenseits des Sträßchens, die mit der oberen durch einen gedeckten Laubengang im ersten Stockwerke verbunden wurde (IX, S).

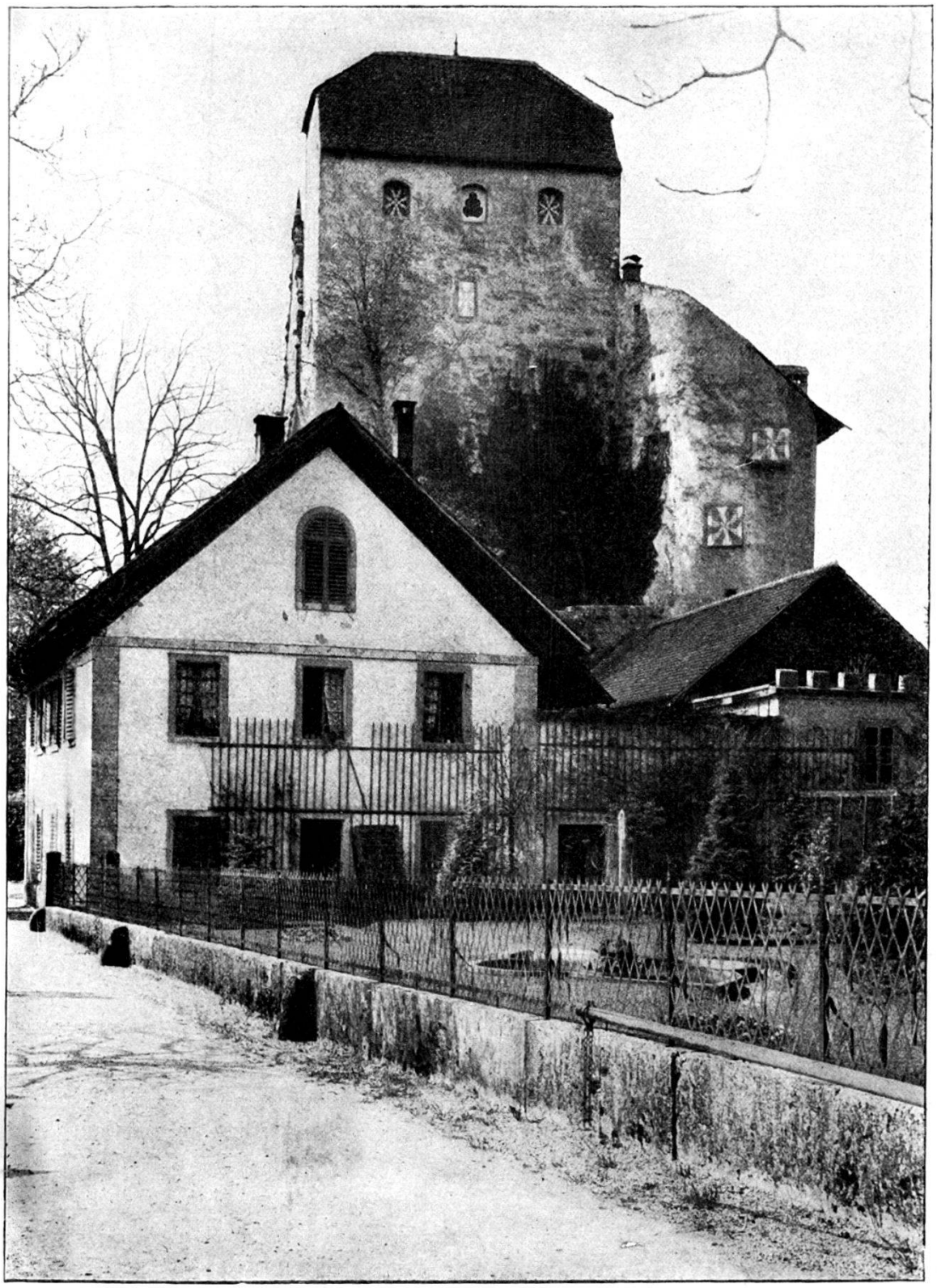
Im Schlosse selbst wurden schon 1796 durch den Maler von Bremgarten die Zimmer angestrichen und tapeziert, wobei man die Tapeten für zwei Zimmer aus Paris bezog. Wahrscheinlich war die eine die handgemalte in der „Salisstube" mit den hübschen Ansichten der Burg Wildegg und anderer Schlösser im Wechsel mit allerhand Blumengewinden, Vögeln, Luftballons, Trophäen und ähnlichen Dekorationsmotiven, wie es der Geschmack damaliger Zeit liebte, wobei aber der dunkelgraue Grund sehr monoton wirkt (Abb. 90). Die Tapete für das zweite Zimmer blieb nicht erhalten. Die große Wohnstube (Taf. XXV) erhielt einen Kamin aus Solothurner Marmor, den man von dem Marmorierer Peter Scheuber bezog. Darüber ließ Sigmund das große, von Aberli gemalte Bild seiner Mutter aufhängen (vgl. S. 486). Leider machte die in unser Land übergreifende französische Revolution dieser neu erwachten Renovationslust des jungen Schloßherrn ein schnelles Ende.

V. Wildegg im 19. Jahrhundert.

(Pläne III, VIII, IX, X.)

Wie sehr das Unglück des Vaterlandes und der Verlust der Herrschaftsrechte Sigmund Effinger zu Herzen gingen, haben wir ausführ-

lich berichtet. Es hielt ihn darum auch nicht auf der Burg seiner Väter, weshalb er sie am 1. Januar 1803 mit der zugehörigen Gutswirtschaft zunächst auf drei Jahre an seinen jüngsten Stiefbruder Ludwig Albrecht verpachtete. Auch die Verheiratung mit der Waadtländerin Wilhelmine de Charriere de Severy am 18. Dezember 1804 brachte ihm auf die Dauer nicht das erhoffte Glück, umso weniger, als die junge Gattin keine Lust zu einem bleibenden Aufenthalte auf Wildegg zeigte. Er erneuerte darum schon im Sommer 1805 den abgelaufenen Pachtvertrag mit seinem Bruder auf weitere neun Jahre, da er sich entschlossen hatte, seiner jungen Gattin zuliebe bleibenden Aufenthalt in Lausanne zu nehmen. Trotz alledem zog es ihn aber immer wieder nach Wildegg. Um die alte Burg auch seiner Gattin angenehmer zu machen, ließ er das zweite Stockwerk unter gleichzeitiger Erweiterung der Fenster durch Entfernung der Kreuzstöcke zu einer behaglichen Wohnung umbauen. Ob man schon damals auch die Fenster im unteren Stockwerke in ähnlicher Weise erweiterte, muß dahin gestellt bleiben. Die neu gewonnenen Zimmer, deren Beschreibung wir weiter unten an Hand der Aufzeichnungen der Frau Sophie von Erlach in ihrer „kleinen Burgchronik" folgen lassen, erhielten Öfen und Kamine, von denen man eines aus Vivis bezog. Da aber der Gutsbetrieb zurückging und anderseits die Renovationen viel Geld kosteten, bat Sigmund noch vor Schluß des Jahres 1805 seinen Bruder, sie auf das Notwendigste zu beschränken. Das ausgelegte Geld mußte im Januar 1806 der Verkauf von Liegenschaften bringen, umso mehr, als der frühere Käufer des Gasthauses zum „Bären" (vgl. S. 487) sich nicht als zahlungsfähig erwiesen hatte. Die Liegenschaft wurde darum am 15. Januar 1806 nochmals um 33,000 Schweizerfranken verkauft (vgl. S. 285). Damals ließ man auch das alte Gewölbe im Turme zu einem Gastzimmer einrichten und bei diesem Anlasse, um den Raum etwas freundlicher zu machen, die Wölbungen der tiefen Fensternische mit bunten Blumengewinden und fliegenden Vögeln recht anmutig ausmalen (vgl. S. 292). Im allgemeinen aber beschränkte man sich auf die Instandhaltung des Vorhandenen, umso mehr, als Sigmund sogar an einen Verkauf des Schlosses dachte und von seinen beiden Stiefbrüdern keiner Lust zeigte, es zu übernehmen. Vielmehr kaufte Ludwig Albrecht mit seiner Schwester Sophie 1811 das Schlößchen Pfyn im Thurgau. Es war im gleichen Jahre, da man auf Wildegg das Gefängnistürmchen und die Brücke von der Zwingerterrasse



Die Burg von Norden mit dem neuen Rebhaus und Garten zu Ende des 19. Jahrhunderts.

nach dem Kastell abtragen ließ. Trotz des eigenen Heimes vernachlässigte er aber die von seinem Bruder gepachtete Gutswirtschaft auf Wildegg nicht. Vielmehr ließ er mit dessen Zustimmung 1813 unter dem Bauernhause (IX, T) einen großen Keller graben, das nach Landessitte aus Holz erbaute Wohnhaus durch eines aus Stein ersetzen und die Seitenfront der Scheune ebenfalls aus diesem soliden, weniger feuergefährlichen Material aufführen. Als ihm darauf Sigmund am 4. November 1814 Wildegg abermals zum Kaufe anbot, willigte er ein, damit die Burg im Besitze der Familie bleibe. Es harrten seiner schwere Zeiten. Schon im Hungerjahre 1816 mußte er den baufällig gewordenen oberen Teil der Ziegelhütte (IX, S) neu aufbauen und vier Jahre später ließ er auch ein angemessenes Wohnhäuschen für den Ziegler bauen (X, U). Es hatte nur ein Erdgeschoß mit kleiner Küche, Wohn- und Schlafstube (später Gärtnerhaus). Bis dahin hatte man für jeden Brand je nach Bedarf einen Ziegler angestellt, nun gab man die Ziegelhütte an einen solchen in Jahrespacht, doch mußte er sich nebenbei der Schloßherrschaft auch zu andern notwendigen Arbeiten verpflichten. Trotzdem erhielt auch die Eintrittshalle einen hübschen Schmuck von alten Glasmalereien und Geweihen.[1] Doch mußten solche Liebhabereien nur zu rasch wieder dringenderen Aufgaben weichen, denn es zeigten sich, vermutlich als schlimme Folgen des Erdbebens von 1774, Risse an den Stützmauern der Halle, und selbst an den Felsen hatte die Verwitterung im Laufe der Jahrhunderte bedenkliche Fortschritte gemacht. Infolge dessen mußten hier während der Jahre 1821—1823 kostspielige Verstärkungsbauten aufgeführt werden. Trotzdem ließ der Schloßherr im Jahre 1825 den alten Kornspeicher im Schloßhofe niederlegen und an dessen Stelle ein kleines Landhaus für seine kranke Schwester Sophie erbauen (X, H und Taf. XXI), der das Treppensteigen im Schlosse beschwerlich geworden war. Sie konnte es am 15. Mai des folgenden Jahres, ihrem Namenstage, beziehen.[2] Um die an diesen Bau aufgewendete Summe wieder zu ersetzen, verkaufte Ludwig Albrecht an die Witwe Laue nun auch das östliche Stück Land zwischen der Umfassungsmauer des Rebberges und dem Sträßchen nach Möriken zum Bau eines Landgutes (S. 328, vgl.

[1] Ein Aquarell von Ferd. Chifflet aus dem Jahre 1834 in der kleinen Schloßchronik zeigt ihren damaligen Zustand.

[2] In den Nachträgen zur kleinen Burgchronik (S. 153) schreibt Frau Sophie v. Erlach, sie hätte die Wohnung erst 1827 bezogen.

Plan VIII). Dadurch wurde der Verkehr von der Talstraße beim „Bären" durch den Rebberg und den Lustgarten nach dem Schlosse aufgehoben, dafür aber der Fußweg vom Sträßchen nach Möriken auf der Ostseite der Rebbergmauer verbessert. Wie es scheint, erfüllte der von Bernhard angelegte Lust- und Krautgarten zu Nutzungszwecken seine Aufgabe, da an der sonnigen Halde namentlich die edleren Obstsorten trefflich gediehen; als Erholungsort dagegen erfreute er sich auf die Dauer nicht der Gunst der Schloßbewohner, da sich zu diesem Zwecke die immer schattiger werdenden Terrassen unmittelbar beim Schlosse besser eigneten. Der schöne Laubengang war darum zu Beginn des 19. Jahrhunderts als solcher in Abgang gekommen und schon auf dem Plänchen aus der Zeit Albrecht Niklaus' findet sich nur noch das westliche der beiden Pavillons (vgl. Plan IX), während 1762 auf den Ansichten Büchels (Abb. 93, 95) noch beide vorhanden sind. Nun wurde wahrscheinlich auch das andere abgetragen, da es, ohne einem Zwecke zu dienen, nur Unterhaltungskosten verursachte. Aber auch die beiden schönen Barockportale, die Bernhard an den Südausgängen des Lustgartens und des Rebberges hatte erstellen lassen, wurden nun zwecklos. Infolge dessen verlegte man das Gartenportal mit den beiden Obelisken in die Brüstungsmauer des Burghofes als Eingang zu der Treppe auf die Terrasse[1] (X, e). Unter Bernhard und seinen Nachfolgern hatte nur eine gerade nach vorn angelegte Treppe erst in den Weinberg und seit 1777 auf die neue Terrasse hinuntergeführt. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren die Aufstiege beidseitig an die Mauer angelehnt und darauf zuerst der westliche rechtwinklig nach vorn abgebogen worden (IX, P). Erst nach 1836 entstand die gegenwärtige Freitreppe, trotz ihres älteren Aussehens (X, k). Sie umschloß ursprünglich ein kleines Bassin, in das aus einem Maskaron das Wasser plätscherte (X, i). Die Tropfsteingrotte ließ Julie von Effinger in den 1870iger Jahren erstellen (Taf. XXII, XXIII). Das Rebbergportal wurde damals an den Fußweg, der unter dem Pförtnerhäuschen (an Stelle des gegenwärtigen Sträßchens) nach den Terrassen führte, als Einlaß zu der vorderen derselben versetzt (Abb. 60, X, b).

Da Ludwig Albrecht sich nicht zu verheiraten gedachte, wollte er den bleibenden Besitz des Schlosses der Familie noch besser sichern, in-

[1] Im Jahre 1829 stand es nach einem Aquarell von R. v. Effinger schon an der gegenwärtigen Stelle.

dem er es am 3. Juni 1830 der Effinger'schen Familienkiste verkaufte (S. 334), von dieser aber wieder in Pacht nahm. Mit der Zeit war auch das alte Rebhaus (IX, I) mit seinen Annexen baufällig geworden. Er ließ es darum in den Jahren 1833/34 neu als soliden Steinbau aufführen (Taf. XXIV), wobei er die Wasch- und Baderäume in das Erdgeschoß, die Wohnung des Rebmannes in das erste Stockwerk verlegte (X, L). Dadurch war nun auch das alte primitive Bad- und Waschhäuschen (IX, H) überflüssig geworden, und es wurde darum niedergelegt. Darauf erfolgte seit dem Jahre 1835 die Abtragung des Kastelles samt den beiden kleinen Pavillons (VII, l; IX, L) eine recht kostspielige Arbeit. Die Felsen hatten schon das Steinmaterial für das Rebhaus geliefert, weitere wurden nun auch benutzt zur Errichtung einer hohen Mauer auf der Westseite über der Felswand vom Schloßfelsen bis zum Ende eines an Stelle des verebneten Kastells angelegten Blumen- und Gemüsegartens (X, t) und zur Errichtung eines großen Holzschopfes (X, o) auf dessen Nordseite. Mit dem Erdreich aber füllte man den alten Halsgraben (Abb. 94) nun völlig auf, der noch 1816 in der kleinen Burgchronik (S. 51) als „in Ruinen liegend und mit vielen Sträuchern bewachsen" geschildert wird, und verebnete zugleich den Vorplatz vor und östlich des neuen Rebhauses. Das gestattete nun auch, das alte Sträßchen von Holderbank nach der Burg an dieser Stelle zu verbreitern und zu verbessern. Um den Weg von diesen neuen Anlagen nach dem Schlosse zu kürzen, ließ Ludwig Albrecht 1836 an der nordöstlichen Ecke des Burgfelsens, unweit des ehemaligen Gefängnistürmchens, einen neuen Treppenturm (X, K) erbauen, durch welchen man vom nördlichen Vorplatze der Burg aus direkt auf die Zwingerterrasse steigen konnte. Wichtiger aber war im gleichen Jahre die Erweiterung der alten Schafscheune (X, Z) auf ihrer Ostseite durch einen großen, quer vorgestellten, massiven Steinbau mit abgetreppten Giebeln (X, Y). Als niedriges Gebäude für die Unterkunft der Schafe während des Winters und zur Bergung des für sie notwendigen Futters hatte Hans Thüring wahrscheinlich schon vor der großen Pferdescheune im Schloßhofe, d. h. vor 1661, dieses Gebäude erbauen lassen und spätere Generationen hatten daran geflickt und gebessert. Seit der Niederlegung des Kornspeichers im Schloßhofe mit seinem großen Weinkeller war ein Ersatz dafür zu einer stets dringender werdenden Forderung geworden. Beiden Bedürfnissen entsprach nun dieser große Neubau mehr als genügend und da man ihn nicht direkt

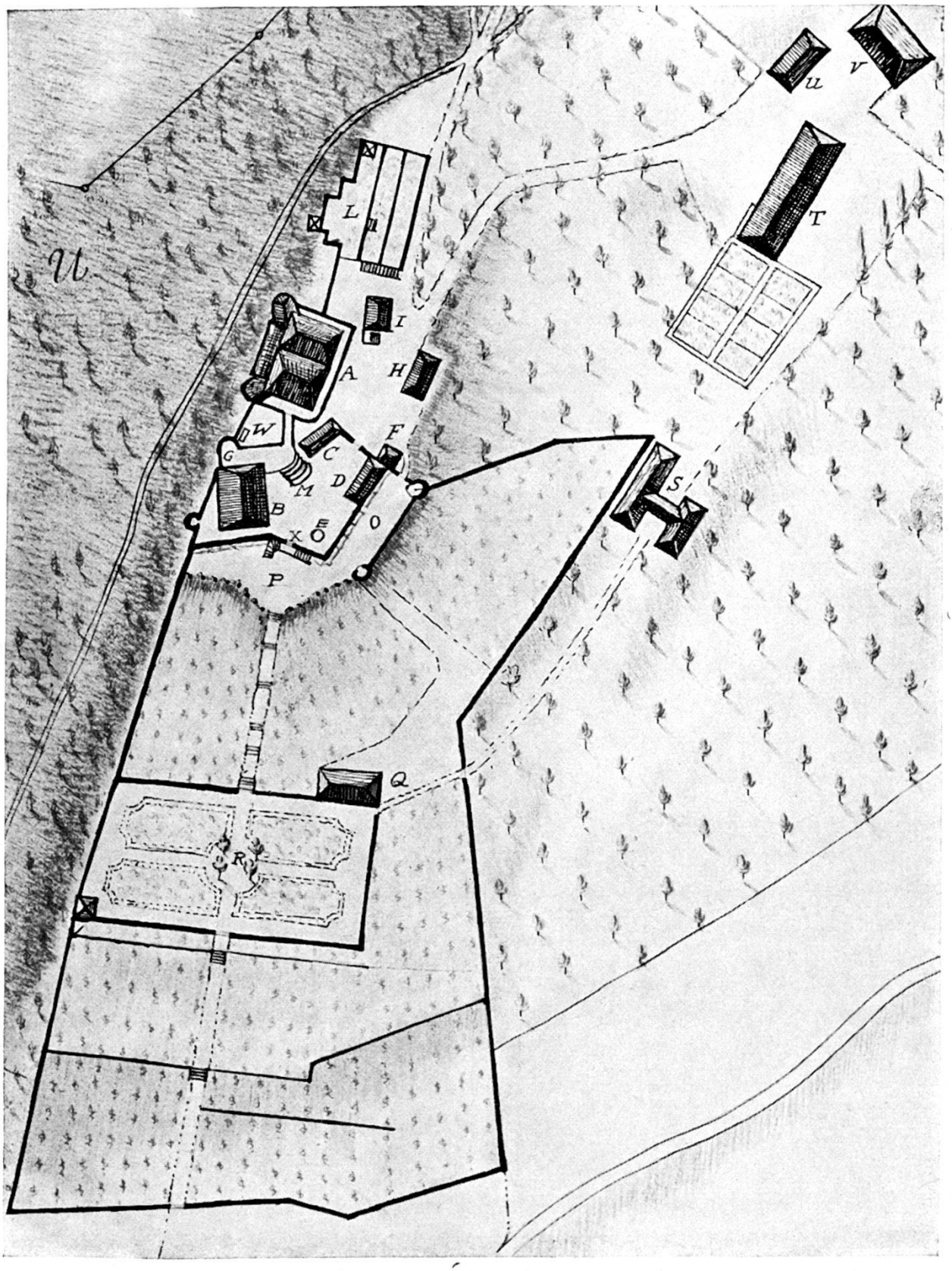
an die alte Schafscheune angliederte, übernahm ein Zwischenbau (X, X) als große, geräumige Halle auch die Aufgaben des Wagnerschopfes (IX, U), sodaß nun auch dieser als überflüssig niedergelegt werden konnte. Ersterer diente daneben zugleich als Weintrotte. Für den Gutsbetrieb brachte diese Vereinigung von Ökonomiegebäuden neben dem Bauernhause zweifellos mancherlei Vorteile. Nun konnte auch das Sträßchen, welches vom Wege nach Möriken gegen das Schloß abzweigte, noch besser und zweckmäßiger angelegt werden, sodaß es zur Hauptzufahrt wurde und darum die Fuhrwerke nicht mehr den weiten Umweg über Holderbank einschlagen mußten, wenn sie von Süden oder Osten kamen.

Für Umbauten im Schlosse selbst und den Schmuck seiner Räume standen unter solchen Verhältnissen wenig Mittel zur Verfügung, und wir dürfen uns darum auch nicht wundern, wenn darüber so gut wie keine Nachrichten erhalten blieben. Zudem hatten sich Sigmund und seine Gattin ein lebenslängliches Wohnungsrecht für das ganze zweite Stockwerk der Burg ausbedungen und es durfte daher nichts darin verändert werden, trotzdem sie davon selten Gebrauch machten. Dafür gibt uns die von Sophie von Erlach seit dem Jahre 1816 verfaßte kleine Burgchronik ein umso anschaulicheres Bild sowohl von der Einrichtung des alten Schlosses als seiner Umgebung, auch wenn sie sich zuweilen, sobald ihre Mitteilungen in die Zeiten der Großeltern und darüber zurückgreifen, in der Darstellung der Tatsachen, die sie nur vom Hörensagen kannte, irrt. An Hand ihrer Aufzeichnungen soll hier versucht werden, ein Bild von dem Schlosse um das Jahr 1820 zu entwerfen.

Wir nehmen dabei den Ausgang unserer Wanderung vom Estrichgeschosse. Einen Einblick in die Dachgeschoße gewähren uns die Querschnitte (IV—VI).

Das Geschoß über dem zweiten Stockwerke des Burghauses hieß der rote Estrich. Auf dem geräumigen mit roten Ziegeln belegten Vorplatze standen einige Schränke, in denen die Hausfrau das gesponnene Garn aufzubewahren pflegte, später eingemachtes Obst und Konfitüren. Von ihm aus betrat man auf der Ostseite drei Kammern. In der südlichen Eckkammer hatte das von Albrecht Niklaus 1783 angekaufte Billard Aufstellung gefunden, weshalb man diesem Raume eine bescheidene Ausstattung mit Bildern („Zerrbilder und Trachten") angedeihen ließ. Im übrigen aber mußte die prächtige Aussicht für weiteren Aufwand an Inventar entschädigen. Trotzdem verlebten darin

Plan IX.



Das Schloßgut Wildegg um 1835.

die drei Brüder Sophies in ihrer Jugend manche fröhliche Stunde. In den beiden andern Kammern wurden altes Geräte, Hausrat und Bücher aufbewahrt. Später nannte man die eine die Trauben-, die andere die Schnitzkammer, offenbar weil diese Früchte darin aufgespeichert wurden.

Das zweitoberste Turmgeschoß, das man ebenfalls vom roten Estrich aus betrat, das ehemalige Schlafzimmer Hans Thürings (IV über A3), hieß die Schweyby-Kammer und war im Laufe der Zeit zum Aufbewahrungsorte für die verschiedenartigsten Bedürfnisse des Haushaltes herabgesunken. Die Burgfrau stellte darin die schön geschnitzte Kinderwiege, wenn sie nicht gebraucht wurde, abseits, aber auch entbehrliches irdenes und gläsernes Geschirr. „Schnitztröge" bargen allerlei gedörrte Obstsorten, während an trockener Stelle die Seife aufgebaut wurde und vielerlei Kräutertee ausgebreitet lag. Daneben bewahrte der Schloßherr seinen Pulvervorrat auf, sowie seine alte, außer Gebrauch gekommene Bibliothek und in zwei Truhen Manuskripte, die irgendwelche für die Nachkommen wissenswerten Aufzeichnungen enthielten, gemeinsam mit Andenken aller Art. „In unsern Tagen", schreibt Sophie v. Erlach, „hinterlassen die Frauen bei ihrem Absterben ihren Erben mehrenteils nichts als zierliche Zeichnungen von Rosen und Vergißmeinnicht, geistreiche Denksprüche, Haargeflechte, einige Spitzen und Kleider, auch kunstreich gearbeitete Geldbeutelchen, aber — oh weh! — kein Geld darin! Wie anders war dies vormals![1] Da legten, wenigstens in adeligen Familien, die Hausfrauen noch ihren Stolz in die Anbringung ihrer Wappen, sogar auf dem Schmuck, und man trank noch aus silbernen oder goldenen Bechern. Dagegen war noch keine Rede von Caffé und Thee, von Kaffekannen und Theelöfflen; auch muß man selten hinter den Karten gesessen haben, da man nichts von silbernen Leuchtern und Lichtstöcken erfährt und ebensowenig von Taschenuhren."

Stieg man einige Stufen im Treppenturm hinunter, so führte zur Rechten eine Türe in die Rüstkammer oder das Zeughaus. Es lag im Dachgeschosse des ehemaligen Stallgebäudes (III, D6) und war in den Jugendjahren der Chronikschreiberin „vollgepfropft von Rüstungen und Waffen aller Art; Harnische, Bikkelhauben (sog. Burgunderhelme), Morgensterne, Schweitzer- und Ritterschwerter stammten noch aus dem

[1] Dann folgt das ausführliche Inventar der Verlassenschaft der Ursula von Mülinen geb. Effinger vom Jahre 1655, im Auszuge abgedruckt S. 113.

Mittelalter. Dazu Doppelhaken, Munitionsgewehre, Lunten, Granaten, Trommeln und dergleichen aus neuerer Zeit. Alle diese Waffen mußten 1798 der Helvetischen Regierung bis auf einige wenige Überbleibsel ausgeliefert werden. Für die Kinder und die Mägde war die Rüstkammer ein Ort des Grauens, denn hier trieben Ratten, Katzen und Mäuse ungestört ihren Spuk. Man vernahm darum oft seltsames Geräusch und wunderliche Klänge aus dieser Gegend der Burg. Kein Wunder, daß die Dienstboten und Mägde des Glaubens waren, es hausen hier stille und lärmende Geister, Burggespenster und drgl. Sie erzählten von einem geharnischten Ritter, der zuweilen in der Mitternachtsstunde hier umgehe. Er soll auch zuweilen, auf einem Schimmel reitend, unten auf dem Feld, das Äsch genannt, gesehen worden sein, wie er zwei weißgekleideten Jungfrauen, die zwischen sich einen Kranz von weißen Rosen trugen und still einherwandelten, entgegenritt. Sowie er sich aber ihnen nahe befinde, verschwinde das ganze Gebilde".

Abermals einige Stufen hinunter steigend, betreten wir durch eine Türe den geräumigen Vorplatz im zweiten Stockwerke der Burg (III, IV, V, B_4). Die Eingangstüre war damals, wie wir schon berichteten, meistens verschlossen, da sich Sigmund und seine Gattin das ganze Stockwerk für sich reserviert hatten. Zu unserer Linken befindet sich das Rauchkämmerli über dem früheren Küchenkamin des untern Stockwerkes. Um dasselbe biegend, öffnet eine Türe den Einlaß in einen schmalen, dunkeln Gang und eine zweite eiserne in ein geräumiges gewölbtes Gemach (III, IV, A_3). Wir befinden uns in dem sog. Gewölbe des Turmes, dem Archive (vgl. S. 446). Nachdem es vorübergehend als Schlafzimmer eingerichtet worden war (S. 448), diente es damals als Vorratskammer für die obere Haushaltung und barg in einem Schranke wohl verwahrt einen Teil der Bücher Sigmunds und vor allem dessen Hauptwerk, eine Familiengeschichte mit den hineingemalten Wappen, die noch vorhanden ist.

Das Hauptgemach dieses Stockwerkes aber war der ehemalige Festraum, später grüner Saal genannt (III, VI, C_6). Vor 1798 war er Besuchszimmer und enthielt zwei große, grüne Betten. „Von da an wurde er militairischer Einquartierung, besonders den Neufranken, eingeräumt. So hieß nämlich ein Diebsgesindel, das von Westen her aus dem Franzosenlande gekommen war. Dieses räuberische Gesindel war anno 1798 in die Schweiz gedrungen, hatte dieselbe revolutioniert und unter dem Mantel von Freiheit und Gleichheit alle

moralischen und religiösen Begriffe und selbst alle Freyheit zerstört und auch den Wohlstand des Landes nicht wenig erschüttert. Während fünf Jahren haben diese ungebetenen Gäste dieses Gemach mit ihren Zotten gefüllt und die Wände mit Unflat besudelt und froh mußte man sich finden, daß nicht noch Ärgeres geschah. Während dieses unglücklichen Zeitraumes hatten in diesem und im grauen Zimmer

Abb. 97. Das „obere Wohnzimmer" Sigmunds im 19. Jahrhundert.

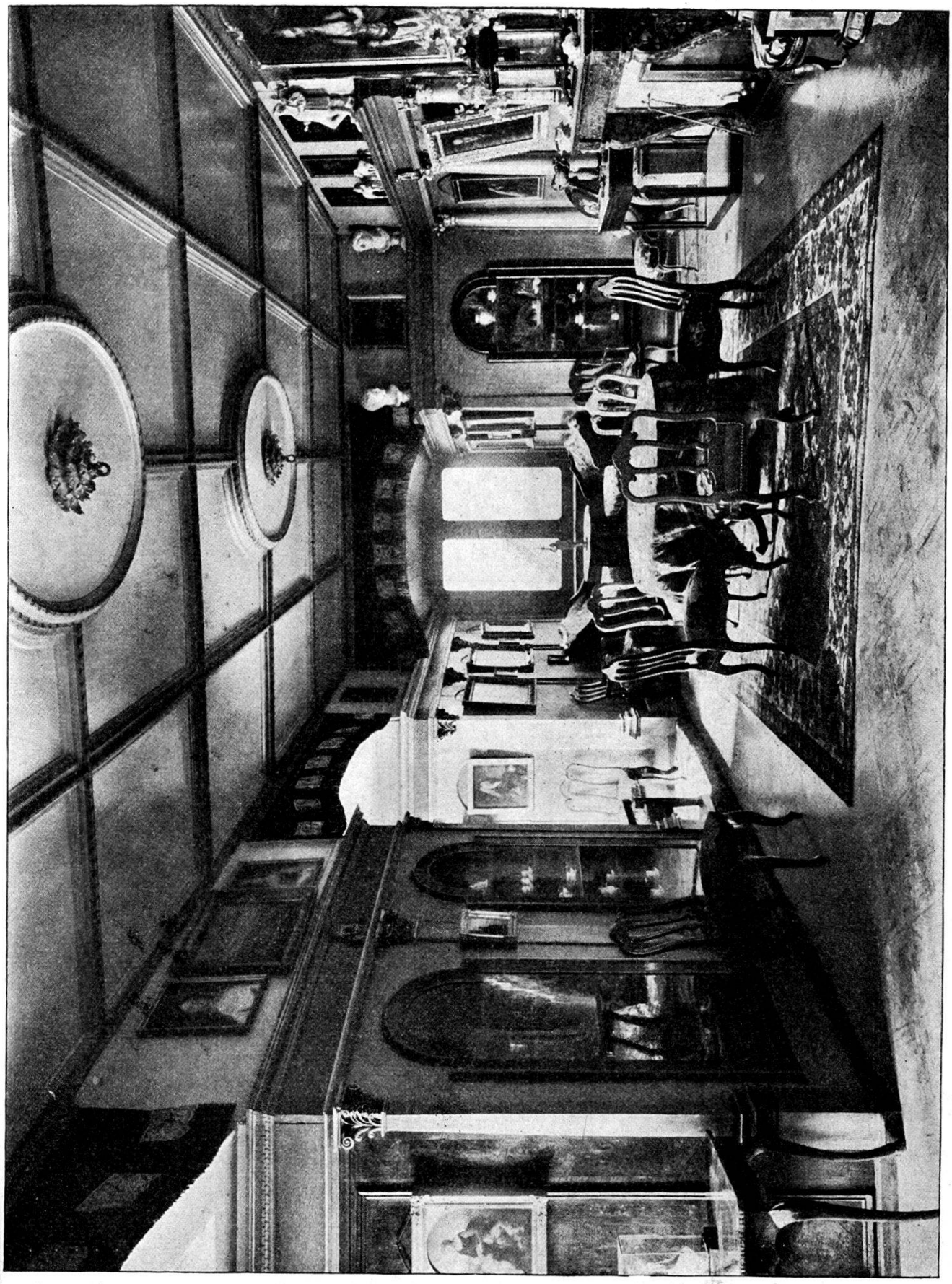
(III, IV, VI, C_7) die französischen Generale Klein, Tharreau, Paillard, das Conventsmitglied Albitte und unzählige Offiziere ihre Wohnung aufgeschlagen. Der kommandierende Oberbefehlshaber Massèna hatte einige Monate sein Hauptquartier zu Lenzburg und wäre die Schlacht von Zürich gegen die Russen von den Franzosen verloren, statt gewonnen worden, so wäre die Gegend von Wildegg zum eigentlichen Kriegsschauplatz und ihr wahrscheinlich noch viel übler mitgespielt worden. Mein Bruder Rudolf Emanuel, der in diesen betrübten Zeiten als Stellvertreter seines älteren Bruders (Sigmund) hier hauste, brachte seine junge Gattin mit ihrem Säugling in gefahrvollster Zeit zu lieben Ver-

wandten und Freunden nach Rued. Er für seine Person hielt bei vieler Unmuße und öfterer Gefahr standhaft aus und mußte viele Tausend Krieger aller Waffengattungen beherbergen und füttern."

„Anno 1805, als wieder bessere Zeiten eingetreten waren, teilte mein jüngster Bruder diesen grünen Saal (III, VI, C_6) und machte zwei moderne Zimmer daraus. Neue größere Fenster, ein Kamin, ein Ofen und eine heitere Farbe haben jetzt das Gemach viel fröhlicher und wohnbarer gemacht; das vordere größere ist jetzt das Wohnzimmer meines ältesten Bruders (Sigmund) und seiner Gattin (Abb. 97); es bietet, wie die des unteren Stockwerkes, die gleiche schöne Aussicht. Seine Bewohner haben es mit Gemälden, Zeichnungen und artigem Mobiliar versehen und daher sehr gefällig gemacht .... Im Fenster gegen Möriken ist der Lieblingssitz meines Bruders, der sich mit Zeichnungen, Malerei und Lektüre beschäftigt, während meine Schwägerin die schönsten Stickereien im andern Fenster verfertigt." Der Kamin in dem Wohnzimmer wurde bei den Restaurationen des Jahres 1917, die dem oberen Stockwerke sein früheres Aussehen zurückgaben, in das sog. „Blaue Kabinet" im unteren Stockwerke versetzt (III, F_3). Von dem kleineren anschließenden Zimmer gegen den Korridor war ein schmaler Raum als Ankleidezimmer für Sigmunds Gattin abgetrennt. Jenseits desselben lag damals das Mägdezimmer (III, B_5), das früher Sigmunds Schloßverwalter Furtenbach (S. 246, 255, 259) und in noch älterer Zeit die „Töchter des Wildegg'schen Hauses" bewohnten. Anderseits hatte man auch von der sog. grauen Stube neben dem Wohnzimmer (III, IV, C_7) den nach dem Korridor gelegenen Teil als Bedientenzimmer abgetrennt. Der davor liegende Kaminherd (S. 452, III, B_4) wurde bei Anwesenheit Sigmunds und seiner Gattin als Küche benutzt. Die graue Stube mit ihrem einzigen Fenster nach Süden enthielt damals eine Anzahl „alter, schwarzer Familienbilder[1] und hätte wegen der spärlichen Beleuchtung ebensogut die „schwarze Stube" genannt werden können. Daneben war sie nur mit „altväterischem" Hausrat ausgestattet und der Ofen trug die Jahrzahl 1617.[2] Trotzdem

[1] Genannt werden: Ludwig Effinger, 1444 Schultheiß zu Brugg (nicht mehr vorhanden); Ludwig Fried. Effinger (Abb. 44); Hans Fried. Effinger, Schultheiß zu Brugg (Abb. 36); Caspar Effinger, erster Besitzer der Burg (nicht mehr vorhanden). Hans Thüring Effinger und „seine beiden Weiber" (Abb. 38, 39, 40). „Sie lassen im Gemüthe des Anschauers einen schauerlichen Eindruck zurück."

[2] Er stammte demnach aus der Zeit Hans Ludwig Effingers (1573—1637), ist aber leider nicht mehr vorhanden.



Die Wohnstube in der Ausstattung der letzten Burgbewohner.

diente dieser düstere Raum noch der Stiefmutter der Chronikschreiberin, Elisabeth Maria Tscharner (vgl. S. 213 ff., Abb. 68), als Wochenstube, in der sie ihrem Gatten vier Kinder, worunter die beiden trefflichen Söhne Rudolf Emanuel und Ludwig Albrecht schenkte, an der Geburt des vierten aber 1775 starb. Ebenso verschied darin 1779 Karl Friedrich May von Schöftland, alt Landvogt zu Oron, der Schwager der Chronikschreiberin und 1804 war es das Brautgemach von beider Kinder, Karl Gottlieb May und Adele von Erlach (S. 270/71). Erst beim Umbau dieses Stockwerkes wurde auch die graue Stube freundlicher ausgestattet, denn sie diente nun Sigmund und seiner Gattin als Schlafzimmer und enthielt auch dessen Bibliothek mit einer Auswahl schöner und kostbarer Werke.

Wir steigen wieder einige Stufen im Treppenturme abwärts und biegen rechter Hand in einen Korridor ein (III, D_3), „in dessen kleinem Fenster uns das ovale Wappen der Familie Hundtpis von Waldrambs entgegenleuchtet". Die erste Türe linker Hand führt uns in die Karpfenstube (III, D_4, Abb. 92), welche ihren Namen nach dem nußbaumenen Schranke darin erhalten haben soll (S. 466). Sie diente im 18. Jahrhundert als Schlaf- und Studienzimmer der Söhne und ihres Hauslehrers. Seit 1803 wohnte darin die Tochter der Chronikschreiberin, Adele v. Erlach (siehe oben), mit der kleinen Pflegetochter Adele Gatschet, deren Pathin Sophie war. „In diesem Zimmer", schreibt die Verfasserin der Burgchronik, „flocht ich am 8. Mai 1804 den Brautkranz in die schwarzen Locken meiner Adelheid, hier bei dem Fenster setzte ich dieses Sinnbild jungfräulicher Unschuld auf ihre jugendliche Stirne, hier verweilte ich, mit Wohlgefallen den bräutlichen Schmuck musternd, hier mit ihr auf den Knien liegend, flehte ich zum Spender alles Guten, er möchte diesen Bund, zwischen Tugend und Unschuld geschlossen, in seinen besonderen Schutz nehmen und ihm gefällig sein lassen. . . ."

Das anstoßende Gemach hieß die „Eggstube" (S. 466, III, D_5, Abb. 91). Es war damals das Schreib- und Schlafzimmer Ludwig Albrechts. Sein einfacher, in das Fenster gegen Möriken eingebauter Arbeitstisch mit den rohen Schubladen ist noch vorhanden und gibt uns einen trefflichen Beweis für dessen Anspruchslosigkeit. An ihm schrieb Sophie v. Erlach die Trauerbriefe beim Hinschiede ihres einzigen Sohnes Albrecht Friedrich, „hier sah sie ihn im Sarge liegen, küßte zum letzten Male seine kalte Stirne, versuchte mit zitternder Stimme vergeblich, ihn ins Leben zurückzurufen, — hier umschlangen ihn zum letzten Male die mütterlichen Arme, als sein Leben entfloh (S. 300)."

„Ach wie oft und wie viele Stunden habe ich hier zugebracht", schreibt sie, „wie oft, in der Dämmerung in lebhafter Erinnerung an meine theuren Verstorbenen vertieft, hier gesessen. Wie oft blickte nicht der Mond aus zerrissenen Wolken zum kleinen Fenster herein, wie oft vernahm ich nicht hier das widerliche Geschrei der Nachteulen, wie oft stimmten nicht die schauerlichen Bilder und Töne meine Seele zu größerer Wehmut, wie oft versank ich nicht in meine schmerzlichen Gefühle, wie oft dachte ich nicht über die dunkeln Wege der Vorsehung nach, begriff sie nicht, trug sie mit tiefem Schmerz, jedoch ohne mit ihr zu hadern."

Vor dem Bruder war das Gemach auch eine Zeit lang von der Chronikschreiberin bewohnt worden. Daß die beiden Räume zusammen deren Großvater Johann Bernhard und seiner Gattin Katharina von Diesbach von 1723 bis 1738 samt ihrer großen Kinderschar als Wohnung dienen mußten, haben wir schon erwähnt (S. 474). Damals war die Eckstube mit einer braungrünlichen wollenen „Tapete" ausgeschlagen und darum „düster und unbehaglich". An Stelle des gegenwärtigen Kamins stand das große Himmelbett des Ehepaares mit Gardinen aus großblumigem, rot und weißem Baumwollentuch, „wie man sie heute selbst in Schenken nicht mehr so gering anzutreffen gewohnt ist". Das Zimmer wurde darum vom Vater der Chronikschreiberin, Niklaus Albrecht († 1803), seinem Schaffner Hauri viele Jahre zur Wohnung überlassen. Erst Sigmund ließ den Kamin und Schränke einbauen. Er bewohnte es vor seiner Verheiratung längere Zeit, wobei es mit besserem Mobiliar ausgestattet und die Wände mit Jagdgewehren, Waldhörnern, Säbeln, Degen und Pistolen, aber auch mit Ahnenproben, Stammtafeln, sowie Bildern guter Bekannter geschmückt wurden; selbst Barometer und Thermometer fehlten nicht.

Wir verlassen dieses Hintergebäude und betreten, abermals einige Stufen im Treppenturme herabsteigend, durch ein großes Portal mit den Wappen Effinger-von Hallwil den untern Korridor des Wohngebäudes (III, IV, B_2). Wozu dieser früher diente, haben wir schon berichtet (S. 443). In seinem Hintergrunde stand eine Kuckucksuhr, an deren Ruf mit dem hin- und herschwebenden Vogel sich die Kinder oft ergötzten. Die Wände waren mit einigen Bildern geschmückt und im Fenster glänzten in bunter Farbenpracht die kleinen runden Wappenscheiben, welche heute den Festraum zieren. Daneben stand ein großer Lehnstuhl, auf dem der Vater Sophies im Sommer sein Morgen-

pfeifchen rauchte, während auf dem Gesimse sein Lieblingshund Tambeau lag, der nie zuließ, daß die andern Jagdhunde ein verwundetes Wild quälten und ebenso selbst keinem ein Leid zufügte, sondern es nur festhielt, bis sein Herr kam. Er mied auch die andern Hunde und selbst die Jäger und hielt nur zu seinem Herrn.

Nach links uns wendend, betreten wir die Küche (III, IV, V, B3). Bis in diese hinauf hatte man beim Umbau des Schlosses die ehemalige Cisterne in der Eingangsflur aufgemauert (S. 470), welcher das Dachwasser in kupfernen Röhren als Spülwasser zugeleitet wurde, was den Köchinnen manchen Gang ersparte. Zweimal schlug der Blitz in diese Leitung; er soll sogar das erstemal der Ahnmutter Sophies, welche sich gerade in der Nähe befand, den angehängten Schlüsselbund geschmolzen haben, ohne sie zu beschädigen. Das zweitemal, im Jahre 1787, war die Base May von Schöftland mit ihrer Tochter in der Nähe. Obschon beidemale kein Schaden entstand und nur das Wasser nachher stark nach Schwefel roch, beschloß doch darauf hin der Vater Sophies, einen Blitzableiter über die Dächer ziehen zu lassen, damals noch ein seltenes Schutzmittel. Vor dem Küchenfenster hieng eine Glocke, mit welcher man die Dienstboten zu Tische rief. Dieser stand in der geräumigen Nische, die früher als Schlafstätte für die Mägde benutzt worden war. Unter dem zahlreichen Küchengeschirr fiel namentlich das blank gescheuerte Zinn auf. In der Westecke des Raumes waren die Backöfen in die Mauern eingebaut, welche die beliebten Eier-, Kraut-, Zwiebel- und Kümmelkuchen zum Frühstück lieferten. An Stelle des Herdes stand damals schon ein „Sparofen". Noch unter Sophies Vater hatten sich die Jäger um den offenen Herd versammelt, um sich ihre Abenteuer zu erzählen, während das Wildpret an den Bratspießen schmorte, wobei die Köchin besondere Sorgfalt auf die Zubereitung verwendete, da die Hasenfelle ihr gehörten. Hirsche und Wildschweine, die noch in der Jugendzeit der Chronikschreiberin selten unter der Jagdbeute fehlten, ließ zwar schon ihr Vater völlig abschießen, da sie den Bauern Schaden zufügten. Aber auch die Jagdgesellschaft war eine andere geworden, seit der neue Staat jedem „Buschklepper und Wilderer" um einige Franken gestattete, dem edlen Waidwerke obzuliegen und das Wild bis in den Garten des Schlosses, ja selbst bis in den Burghof zu verfolgen und zu erlegen. Dagegen vermochte die neue Zeit den vertraulichen Verkehr zwischen Herrschaft und Gesinde nicht zu trüben: man war zu sehr auf einander angewiesen. Aus der Küche führte ein

schmaler Gang über einige Stufen abwärts in die Speisekammer im Turme (III, IV, A_2).

Der Küche gegenüber lag das Wohnzimmer (III, VI, C_3). Auf dem Kamine standen die Uhr und zwei kleine Bildsäulen aus Alabaster. Die Wände schmückten Kupferstiche, u. a. solche nach Gemälden Raphaels. Sie waren der Chronikschreiberin ein Beweis für den steigenden Luxus und die unnötige Vermehrung so vieler häuslicher Geräte und Verzierungen und standen im Kontrast zu den alten dicken Mauern des Schlosses, die jede Fensternische zu einem Kabinette machten. In dem Kabinett gegen Süden stand ein Klavier, das von Sophies Tochter Adele geläufig gespielt wurde. Es war mit der großen gestickten Decke aus dem 17. Jahrhundert[1] überdeckt (Taf. V, S. 69 u. 113), die die Burgbewohner für eine Arbeit der Katharina Effinger hielten, welche im Jahre 1404 als Nonne zu Königsfelden genannt wird. Im zweiten, um eine Stufe erhöhten Kabinett gegen den Burghof standen ein Ruhebett, ein kleiner Tisch und zwei niedliche Armstühle. Es war der Lieblingssitz der Burgfrauen und barg in einer Nische versteckt die Hausapotheke, welche nicht nur den Schloßbewohnern viele treffliche Dienste leistete, sondern auch den Armen in der Umgebung. Hier spannen, stickten nnd nähten sie und taten es noch zur Zeit der Chronikschreiberin. In seinem Fenster prangten die ovalen Wappenschilde von Königsegg und von Montfort. In der Wand nach dem Zimmer befand sich der Silberschrank, mit Geräten wohl versehen, und daneben eine Nische mit einem Gießfaß und Waschbecken zum täglichen Gebrauch (Abb. 61, S. 179). Das dritte Kabinett „war vor kurzen Jahren" durch eine Bretterwand vom Wohnzimmer abgeschieden worden (vgl. S. 468) und ausschließlich Eigentum des Burgherrn. „Hier stand sein Schreibpult, sein Geldkasten, hier waren in zierlicher Ordnung aufgestellt die Bibel, die Hauspostillen, die Urbarien und die Gerichtssatzungen, Armen- und Kirchenbücher. Auch fanden sich hier allerei Barometer, Siegelpressen, Geschlechtstafeln und dergleichen mehr."

„Der Burgherr, obschon im Kreise der Seinen, genoß hier völliger Abgeschiedenheit. Die Frauen und Kinder betrachteten den Ort als Heiligtum. Sie waren, wie das Gesinde, voll Ehrfurcht und Untertänigkeit gegen das Oberhaupt des Hauses und verehrten es nach dem Ausspruche der Bibel. Die damals noch wenig gelehrte Welt hatte noch

[1] Sie befindet sich heute wieder im alten Eßzimmer in Wildegg.

keinen revolutionären Gedanken, Geist und Herz waren noch unverdorben und der Vater, Gatte, Meister und Herr waren es nicht nur dem Namen, sondern auch der That nach."

Durch eine zur Türe umgewandelte Füllung der Längswand betreten wir, wie durch einen Schrank (vgl. S. 444) das ehemalige Schlaf-, spätere Speisezimmer (III, IV, C4). Es war, wie wir vernahmen (S. 464), durch die Abtrennung des Korridors anläßlich der Umbauten Bernhards wesentlich verschmälert worden. Hier stand seit alten Zeiten das Ehebett des Burgherrn, dessen Himmel auf vier starken, gewundenen Säulen ruhte. Seine schönste Zierde aber bildete eine große Stockuhr mit schwarzem Gehäuse, deren Zifferblatt alle Zeichen des Tierkreises enthielt und auf dem vier vergoldete Engel prangten.[1] Im Hintergrunde stand (wie heute wieder) der große Schrank mit den Wappen von Mülinen und von Bärenfels, den 1640 Johanna Margaretha von Mülinen Hans Thüring in die Ehe gebracht hatte, und neben dem Ehebette der große gestickte Lehnstuhl mit den Wappen Effinger und von Mülinen und zierlicher Stickerei von der kunstreichen Hand der jungen Schloßfrau aus dem Jahre 1644 (Abb. 43, S. 115). An der Wand hing ein „Gewehr-Rechen, und neben dem Bette stand ein sog. Morgenstern, „Entlibucher Trüssel" genannt. Auf den niedern Ofen in der Nähe[2] kletterten mit Vorliebe die Buben, um sich von da aus die Waffen herunterzuholen. Aber auch Bernhards Beutestücke aus dem Türkenkriege hatten hier ihre Aufstellung gefunden (Taf. X), und neben ihnen verblutete sich im Schlafe während der Nacht der tapfere Krieger infolge der Öffnung einer seiner alten Wunden. Als die sog. Reisgelder gegen Ende des 18. Jahrhunderts aufgehoben wurden (vgl. S. 445), verschwand das Nischenschränkchen, in dem man sie aufbewahrte, hinter dem Wandgetäfel, womit man damals das Zimmer wohnlicher und wärmer machte. In der Jugendzeit der Chronikschreiberin wurde es von ihrem Vater Albrecht Niklaus bewohnt und nach der Vermählung seines wackeren Sohnes Rudolf Emanuel mit seiner schönen Gattin Rosina Carolina von Mülinen von diesem Ehepaare, wenn es auf Wildegg weilte. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts aber wohnte die Chronikschreiberin zwölf Jahre lang darin, nachdem es ihr Bruder

[1] Sie wurde leider von Fräulein Julie v. Effinger verschenkt und verschwand darauf im Antiquitätenhandel.

[2] Jetzt steht an dessen Stelle ein schöner Turmofen aus dem Schweiz. Landesmuseum.

Sigmund durch die Abtrennung des hinteren Teiles als eine Art Alkoven und eine modernere Ausstattung wohnlicher gemacht hatte.[1] Damals schmückten seine Wände die Bildnisse der Eltern, Kinder, Großkinder und anderer Angehöriger und Freunde der Bewohnerin.

Jenseits des Korridores (III, C_5) lag die „weibliche Gesindestube" (III, E_3, Abb. 98). Es befanden sich darin zwei große Betten für die Mägde und zwei Rollbettchen für die kleinen Töchter des Hauses. In der einen Ecke des unregelmäßig geformten Raumes stand der große Kachelofen mit bequemen Stufen und viel Essigflaschen, wie es Landessitte bei Reichen und Armen war, in einer andern ein Tisch mit Schieferplatte. Über demselben war ein Brett an der Wand befestigt, auf dem zur Erbauung der Kinder und Mägde die Bibel, Psalmenbücher, biblische Historien und andere geistliche Bücher lagen. Einige Schränke, eine Wiegenbank, verschiedene Stabellen und Spinnräder vervollständigten den Hausrat. Aber schon zu Zeiten der Chronikschreiberin wurde er in zwei Zimmer unterschlagen, womit auch die alte Poesie auszog, welche in der Jugendzeit der Schloßbewohner seine einfache Ausstattung verklärt hatte. Denn hier erzählten die Mägde den noch nicht durch Bilder- und Geschichtsbücher verwöhnten Burgkindern allerhand schauerliche Geschichten aus früheren Zeiten, hier schaukelte das ältere Mädchen die Wiege des jüngeren Geschwisters, während die Knaben sich auf ihren Holzpferdchen herumtummelten, und beide rahmten einträchtiglich das russige „Tüpfi" aus, in dem man dem Säuglinge den Mehlbrei kochte.

Ein schmaler Korridor (III, F_1, S. 466, 485) trennte diesen einfachen Raum von dem roten Zimmer (III, F_2, Abb. 90), früher das gelbe und schließlich die „Salisstube" genannt (vgl. S. 465). Hier stand das Wochenbett der Gemahlin Rudolf Emanuels, als das Ehepaar im Frühling 1801 kürzere Zeit in Wildegg verweilte; doch war das Leben des Knäbleins, welches sie ihm darin schenkte, nur von kurzer Dauer (vgl. S. 259). Hier vollendete die Gräfin Montléart als Gast Sophies am 21. Juni 1804 ihre wechselvolle Laufbahn (S. 273, Abb. 73). Auch dem zu Gaste weilenden Obersten Victor von Steiger, der im Bergsturze zu Goldau seinen Tod fand, diente es eine zeitlang als Schlafgemach, doch lehnte er die Benutzung des darin aufgestellten

[1] Diese Wand wurde 1917 wieder entfernt und dem Raume sein früheres Inventar, soweit es noch vorhanden war, zurückgegeben.

Prunkbettes dankend mit der Bemerkung ab: „j'en ai deja les souscis" (S. 284). Die vier letzten Tage des Jahres 1813 wurde es von den östreichischen Offizieren bewohnt, welche von der Schlacht bei Leipzig kamen und nun durch die Schweiz nach Frankreich zogen (vgl. S. 301). Darunter zeichneten sich besonders der General Rothkirch, der Oberst

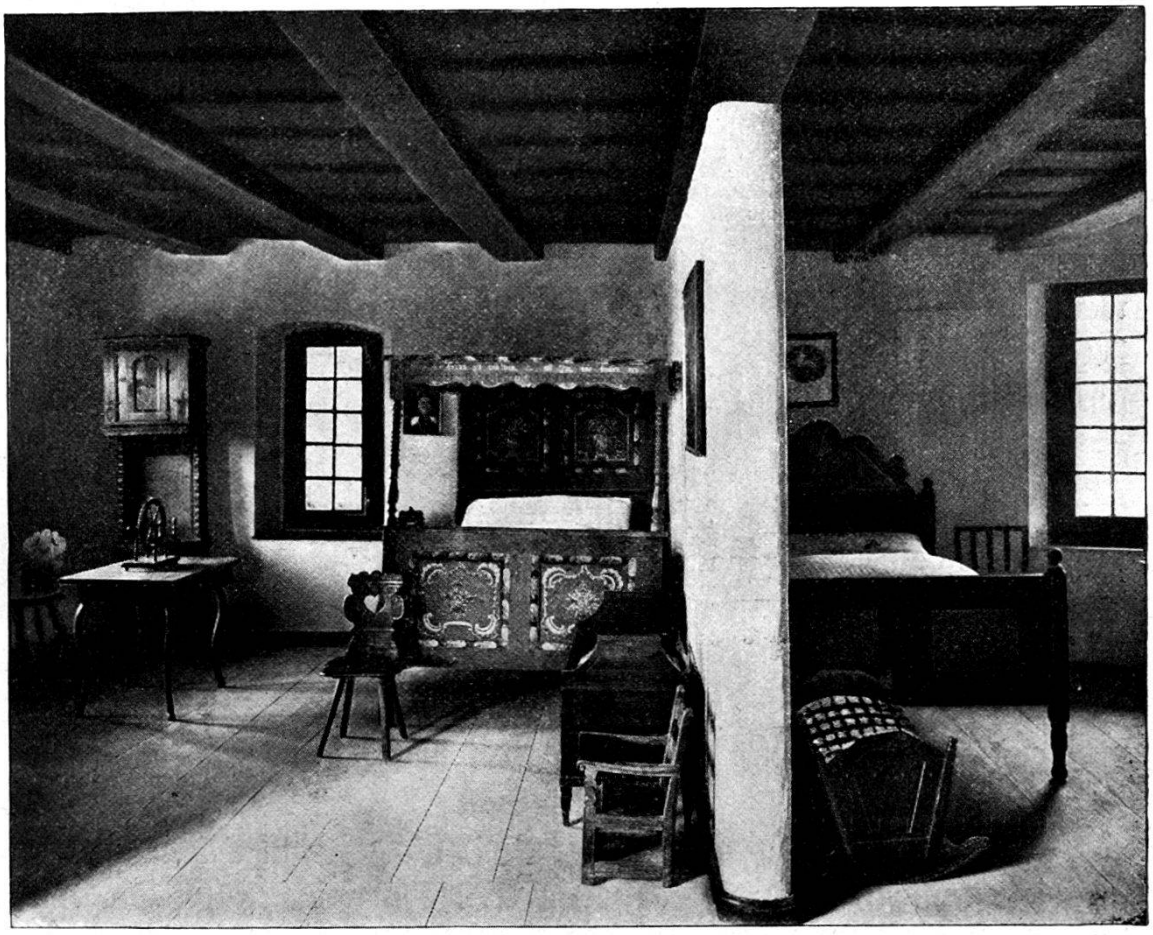


Abb. 98. Die „weibliche Gesindestube" nach ihrer Wiederherstellung.

Edelsbacher und Graf Zettwitz durch ihre Liebenswürdigkeit aus, indem sie u. a. den Burgbewohnern die Standarte des Regiments Kaiser Cheveaux legers zeigten, die Maria Theresia eigenhändig gestickt hatte. Damals diente es als Besuchszimmer.

Daran stieß das sog. blaue Kabinett (III, V, F_3), das Sigmund hatte herstellen lassen, indem er einen Teil des langen Korridors (III, B_2) unterschlagen ließ.

Nachdem wir dessen westlichen Teil durchschritten haben, wenden wir uns wieder nach dem Treppenturme und steigen einige Stufen nach

dem neuen Speisezimmer (III, D_1, Abb. 96) und dem anstoßenden weißen Kabinette (III, D_2) hinunter. Über deren Einrichtung durch den Vater der Chronikschreiberin haben wir schon berichtet (S. 478). Da man die Wände des Speisezimmers als Wandschränke eingerichtet hatte, suchte man deren Türen durch zahlreiche Ahnenbilder zu beleben. Beide Räume dienten Sophies Tochter, Adele von May, und ihren Kindern nach dem Tode des Gatten am 5. November 1815 eine zeitlang als Wohnung (S. 304/5). Während dieser Zeit benutzten Mutter und Tochter die langsam dahinschleichenden Stunden, um sie durch die Abfassung der „Kleinen Burgchronik" zu kürzen.

Im untersten Teile des Treppenturmes führt eine Türe links in die Keller (III, B_1, C_1, C_2), in denen namentlich alle feineren Tischweine aufbewahrt wurden, eine kleinere rechts mit dem alten spitzbogigen Türgericht nach dem früheren Kornboden über dem Pferdestall (unter III, D_1, D_2), worauf man die Halle betritt.

* * *

Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts wurden im Schlosse nur noch wenige Umbauten vorgenommen, über deren zeitliche Entstehung keine Aufzeichnungen erhalten blieben.

Die Schweybykammer[1] (S. 493) wurde schließlich als Schloßbibliothek eingerichtet und erhielt bei diesem Anlasse eine neue Decke mit aufgemalten Friesen in der Art spätgotischer Flachschnitzereien (Abb. 98).

Die Rüstkammer (III, D_6) unterschlug man in Schlafkammern für die Dienstboten. Im zweiten Stockwerke wurde der Korridor nach dem Fenster (III, B_4) zu einem Badezimmer eingerichtet.

Die graue Stube ließ Rudolf v. Effinger nach dem Tode der Witwe Sigmunds am 19. Mai 1848, womit das lästige Servitut auf das zweite Stockwerk erlosch, mit der vorgelagerten Bedientenkammer (III, C_7) zu einem freundlichen Wohnraume umbauen. Das zweite Fenster nach dem Estrich des von Bernhard aufgeführten Zwischenbaues wurde erst in den 1890er Jahren wieder geöffnet, damit der Raum besser belichtet werde. Rudolf Effinger machte ihn zu seinem Wohn-,

[1] Der Name stammt wahrscheinlich aus der Zeit her, wo sie als Kornschütte diente, da schweibeln auch schütteln heißt und vom Schütteln der Fruchtkörner in den Wannen zum Zwecke der Reinigung von Staube gebraucht wird und damit das Getreide nicht grauet.

Studier- und Schlafzimmer (Abb. 100). Es erhielt eine Gipsdecke, eingebaute Wandschränke und einen schönen, blauornamentierten Turmofen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, den man aus einem anderen Zimmer hieher versetzte. Man nannte den Raum „Junker-Hauptmann-Stube". Die Wände schmückte der kunstsinnige Bewohner mit eigenen Aquarellen und Ölbildern. In einem der Wandschränke gegen

Abb. 99. Die Schloßbibliothek im 19. Jahrhundert.

der Türe führte eine Treppe hinunter in den Alkoven des darunter liegenden alten Schlafzimmers (III, C_4). Den anstoßenden Dachraum ließ Effinger zu einem Maleratelier einrichten, dem eine große Lukarne das Licht spendete. Im ersten Stocke diente der vordere Teil der ehemaligen Schlafstube (III, C_4) als kleines Familienzimmer, zu welchem Zwecke in die Alkovenwand ein Büffet eingebaut wurde. Im Wohnzimmer (Taf. XXV) wurde der Verschlag des Kabinetts für den Burgherrn wieder entfernt, wodurch der Raum sehr gewann.

In den Fensterwänden verwandelte man die Nischen durch Glastüren zu Vitrinen, in denen Kostbarkeiten aller Art, vor allem aber auch die schönen Erzeugnisse der Porzellanfabriken von Nyon und Meißen zur Ausstellung gelangten, während Ölgemälde guter Meister die Wände zierten. Die ganze Ausstattung entsprach dem Wohnsalon einer reichen städtischen Bürgerfamilie. Zu verschiedenen Malen erhielt auch das Getäfel einen neuen Anstrich, nicht immer zu dessen Vorteil. In der Küche stellte man einen modernen Kochherd auf und richtete eine laufende Wasserleitung ein. Dadurch wurde die alte Cysterne überflüssig, weshalb man sie zudeckte.

Die ehemalige Gesindestube (III, E_3) wurde in zwei getrennte Fremdenzimmer unterschlagen, deren vorderes ein Krallentäfel in lackiertem Naturholz erhielt. Den alten Stufenofen ersetzte man durch einen aus grünen Kacheln in der damals landesüblichen Stillosigkeit.

Im Jahre 1853 ließ Rudolf v. Effinger die Eingangshalle mit den Malereien schmücken, die bis heute erhalten blieben und oben (S. 402) beschrieben wurden.

Dagegen kam das Rauchsälchen (III, E_2) schließlich ganz in Abgang. Es wurde unterschlagen in Kammern für Kutscher und Gärtner und schließlich zur Rumpelkammer.

Die Schloßbrücke erhielt einen Zementbelag und in den 1880er Jahren ein aufwändisches, aber geschmackloses und unpraktisches Holzgeländer.

Die Scheune im Schloßhofe kam zeitweise außer Gebrauch, als man zu Anfang des 19. Jahrhunderts keine Pferde mehr hielt und wurde erst wieder in guten Stand gesetzt, als die Eltern von Fräulein Julie v. Effinger das Schloß zu ihrem ständigen Wohnsitze machten und Pferde und Wagen anschafften. Auf ihrer Rückseite baute man einen Holzschopf an (X, C), der sich mit einer Nische (X, D) gegen Osten öffnete. Man genießt von dem kleinen Vorplatze aus einen prächtigen Ausblick nach Westen und Süden, das idyllische Aretal aufwärts über die mit Waldgebieten durchsetzte Ebene gegen Suhr und Aarau, bis die waldbekrönten, welligen Hügelketten hinter diesen Ortschaften sich im Duft der Ferne mit dem Horizonte vereinigen. Das einsame Ruheplätzchen erhielt den Namen „Mizpa" zu Ehren der Grenzveste des judäischen Königs Asa gegen Israel, 10 km nordwestlich von Jerusalem, des angeblichen Grabes des Propheten Samuel, das ebenfalls eine weite Rundsicht bietet. Eine bei der Geburt von

Mathilde v. Effinger, der Schwester des letzten Schloßherrn, 1805 gepflanzte Linde beschattet davor eine Ruhebank.

Noch in der Jugendzeit der Chronikschreiberin herrschte beim Brunnen im Schloßhofe (Taf. XXII) reges Leben, da dort die schönen Kutschen- und Reitpferde ihres Vaters und Großvaters täglich gewaschen, gestriegelt und getränkt und nicht selten von deren übermütigen Brüdern bestiegen wurden. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts war es

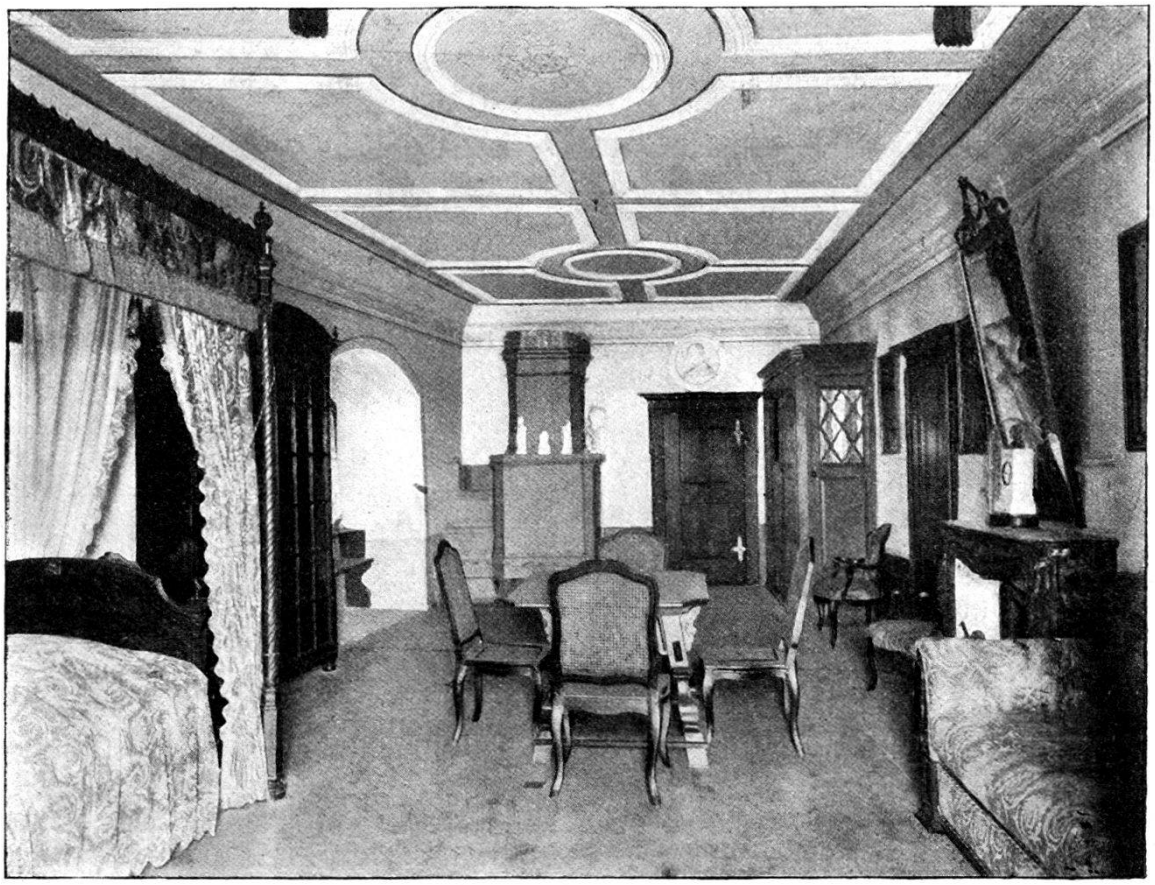


Abb. 100. Die „Junkerhauptmann-Stube" im 19. Jahrhundert.

hier stille geworden und nur eine von Sophie gepflanzte Trauerweide spiegelte die langen, vom Winde bewegten Arme im kristallhellen Wasser (Abb. 82). Sie ist nicht mehr vorhanden, wohl aber die Linde, die man bei der Geburt von Albrecht Nikolaus 1735 pflanzte und in deren Schatten sich später die Burgfrauen während heißer Sommertage so gerne ausruhten.

Im Jahre 1886 mußte auch der Kutschenschopf einem Neubau weichen. Da Julie v. Effinger das Treppensteigen im Schlosse beschwerlich wurde, baute sie an Stelle dieses Ökonomiegebäudes eine

kleine Villa, aus der dann nach und nach das gegenwärtige neue Landhaus (X, P) herauswuchs, ein in mißverstandenen Formen schloßartig errichtetes, vielgiebeliges, mit Altanen und Lauben überladenes, einstöckiges Gebäude, das große Kosten verursachte, ohne zu einer neuen Zierde des Schloßhofes zu werden. Geschmackvoller ist seine innere Einrichtung im Stile der zu jener Zeit wieder Mode gewordenen deutschen Hochrenaissance. Es wurde, noch unvollendet, im Jahre 1887 bezogen, doch baute und erweiterte die unternehmende Schloßherrin daran bis 1911.

In den Jahren 1894 bis 1901 vermietete die Besitzerin das alte Schloß an den englischen Obersten Rivett-Carnac, den ehemaligen Adjutanten der Vizekönigin von Indien, der es mit seinem orientalischen Haushalte fast märchenhaft ausstattete, sodaß die alten Räume kaum wieder zu erkennen waren (vgl. Abb. 101 zu Abb. 100). Nach dessen Wegzuge wurde es, mit dem früheren Hausrate ausgestattet, als Ferienaufenthalt für Gäste benutzt, bis es in den Besitz der Schweizerischen Eidgenossenschaft überging.

Das kleine Landhaus (X, H, Taf. XXI), das einst Frau Sophie von Erlach bewohnte, wurde mit der Zeit dem Dienstpersonal überlassen und durch allerlei notdürftige Anbauten gegen den alten Schloßgraben hin nicht gerade verschönert. Auf der gegenüberliegenden Seite gegen das Schloßhofportal hatte man schon nach dessen Erbauung über dem Kellereingange eine offene, aber gedeckte Laube eingerichtet (Taf. XIX; X, I). Im Jahre 1864 wurde sie zu dem sog. Peristyl im Geschmacke damaliger Zeit umgebaut, erfreute sich aber nie der Gunst der Schloßbewohner.

Mit dem Kutschenschopfe (IX, D) fiel auch das alte Pförtnerhäuschen neben dem Eingange zum Schloßhofe (Taf. XIX; IX, F), worin der treue alte Schloßdiener Tschuggis lange Zeit gewohnt hatte (vgl. S. 203). Etwas nördlich davon steht ein laufender Brunnen (X, a) ungefähr an der Stelle des früheren Wasch- und Badehäuschens (IX, H), dessen Wasserleitung man ihm zuführte. Im Jahre 1852 wurde er aus Stein ausgeführt. In seinem geräumigen Troge tummelten sich die für die Tafel der Schloßherrschaft bestimmten Fische. Von ihm aus genießt man einen wundervollen Rundblick über das Dorf Möriken, das stolze Schloß Lenzburg mit dem traulich am Fuße sich anschmiegenden Städtchen und das gegenüberliegende, idyllische Kirchlein auf dem Staufberge hinweg nach den Hochalpen. Den geräumigen Platz hinter dem

Brunnen und die alte steinerne Ruhebank darunter beschattet noch heute die prächtige Linde, welche 1774 bei der Geburt von Ludwig Albrecht gepflanzt wurde.

Auf dem ausgefüllten Halsgraben entstand hinter dem neuen Rebhause (Taf. XXIV; X, L) im Verlaufe der Zeit mit Benutzung desselben eine kleine Ökonomie mit einer an die hohe Gartenmauer anstoßenden Scheune (X, M), welcher Fräulein Julie von

Abb. 101. Die „Junkerhauptmann-Stube" in der Ausstattung v. Oberst Rivett-Carnac.

Effinger noch eine Art Betsaal (X, N) zur Abhaltung der Kindersonntagsschule anbauen ließ, einen unschönen Backsteinbau, in dem später die Knechtekammern untergebracht wurden.

Der älteren Schloßterrasse hatten schon die Eltern der letzten Schloßherrin ostwärts ein langes, schmales Treibhaus angefügt (X, Q), wodurch sie wesentlich verbreitert wurde, und etwas östlich davon ließ letztere 1904 ein neues Waschhaus bauen (X, R).

Im Jahre 1885 warf die Ziegelhütte noch einen Reingewinn von jährlich ca. 1000 Franken ab. Später wurde mit dem Aufkommen der

großen mechanischen Ziegelfabriken der Betrieb unrentabel, weshalb am 10. November 1894 die Schloßherrin mit dem Ziegler einen Vertrag über den Abbruch der Ziegelhütte (IX, S) abschloß. Die Kaufsumme betrug Fr. 1500. —. Unter den Bedingungen war festgesetzt, daß die obere Mauer gegen das Schloß verbleiben, die untere Giebelmauer dagegen bis zu den mittleren Luftlöchern abgetragen werden sollte. Die „alten, antiken Ziegelsteine mit Jahrzahlen" fielen zu gleichen Teilen an beide Kontrahenten. Neben der ehemaligen oberen Ziegelhütte wurde ein geräumiger Schopf (X, T) erbaut und an ihrer Stelle zwei Gärtchen (X, q, r) angelegt.

Doch kehren wir zurück in die Zeiten der Chronikschreiberin. Etwas nördlich des alten Kastells gabelt sich der Weg (Plan VIII). Der Arm links, der ehemalige Burgweg, führt hinunter nach der alten Talstraße, der mitlere durch den Wald am Westhange des Berges nach Holderbank und der rechts am Osthange desselben nach den an seinen Halden gelegenen Rebbergen. Ihm folgen wir. Im Jahre 1806 ließ ihn Ludwig Albrecht verbessern, nachdem man schon 1780 im Gabeldreieck ein kleines Lindenwäldchen angepflanzt hatte, das 1905 größtenteils abgeholzt wurde.

Er führt uns zunächst zu einer mächtigen Linde, welche man 1701 bei der Geburt Johann Bernhards pflanzte. Auf der steinernen Bank darunter pflegten an warmen Sommertagen die Schloßarbeiter während ihrer kurzen Rast das Mittagsmahl zu verzehren. Die Pappelzweige, welche 1780 Albrecht Niklaus von Bern als Setzlinge gebracht hatte, gediehen so gut und die jungen Bäume erfreuten sich bald einer solchen Beliebtheit, daß man an verschiedenen geeigneten Orten anfing, mit ihnen die Wege zu säumen, so auch abwechselnd mit Kirschbäumen den bis zum vorderen Weinberge (Plan VIII). Dessen Mauer benutzte Ludwig Albrecht dazu, um im Jahre 1811 einen Bogengang aus Weinreben längs derselben anzulegen, der wenigstens auf eine kürzere Strecke während des Sommers die brennenden Sonnenstrahlen abhielt und ihn für die Schloßbewohner zum angenehmen Wandelgange nach dem Wäldchen machte, das unmittelbar dahinter lag. Im Schatten seiner Bäume hatte sich die Gräfin Montleart ihre letzte Ruhestätte gewünscht. Eine von einer niedern Hecke aus Naturholz umrahmte große Steinplatte trägt die Inschrift:

„Hier ruht nach dem Sturme des Lebens ein edles Weib: Maria Louise St. Simon-Montleart, geboren zu Paris den 2. Oktober 1763, gestorben zu

Wildegg den 21. Juni 1804. Sie kam zur Welt, ein Veilchen unter Disteln und Dornen, kämpfte mutvoll mit herbem Unglück von früher Jugend bis in das Grab. Starb ruhig unter Freunden, froh ahnend höhere Bestimmung, denn ihre Handlungen waren gerecht und ihre Worte wahr" (vgl. S. 272/73).

Unweit davon ließ Ludwig Albrecht auch seiner geliebten Schwägerin ein bescheidenes Denkmal setzen. Es bestand aus einem großen, kubischen Sockel mit einer zerbrochenen Urne darauf und trug die Inschrift:

„Dem Andenken der in Gott ruhenden edlen Frau Rosina, Carolina, Maria Effinger von Wildegg, geborene von Mülinen, geb. den 2. Sept. 1770, gest. den 22. Mai 1817.

Frömmigkeit, Adel der Seele, Frohsinn und liebreiches Wesen, heller Verstand, gebildeter Geist und Güte des Herzens, so war das Bild der glücklichen Gattin und Mutter" (vgl. S. 281 und 308/9)[1].

Durch die romantische, von dem Buchenwäldchen beschattete Talmulde hinter diesen Grabdenkmälern ließ Julie v. Effinger einen Fußweg nach einem weltabgeschiedenen Ruheplätzchen anlegen, bei dem man die Grabsteine aufstellte, die auf fernen Friedhöfen, wo Angehörige ihrer Familie einst begraben wurden, durch deren Aufhebung heimatlos geworden waren: ihres Großvaters Emanuel Rudolf (1771—1847), ihres Großonkels Ludwig Albrecht (1773—1853) und ihrer Großtante Sophie v. Erlach, geborene Effinger (1766—1840). Die Schlichtheit dieser Denkmäler läßt nicht ahnen, welch' bedeutenden Menschen sie einst gestiftet wurden, spricht dafür aber um so deutlicher von ihrer vornehmen Anspruchslosigkeit.

Von der Begräbnisstätte der Gräfin Montleart führt ein Fußweg in weitem Bogen unter dem Steinbruche vorbei, der den Schloßherren das Baumaterial lieferte, nach dem Bauerngute zurück. Er rahmt einen größeren Obstgarten ein, der von Rudolf Emanuel im Jahre 1800 angelegt wurde. Damit ist unser Rundgang durch das Schloß und seine Umgebung, wie sich beide noch zu Lebzeiten der letzten Burgherrin dem Besucher darboten, beendet.

Nach dem Übergange der Besitzung an die Schweizerische Eidgenossenschaft unter Verwaltung der Kommission für das Schweizerische Landesmuseum glaubten die Behörden ihren Dank dem Andenken der hochherzigen Schenkerin nicht besser bekunden zu können, als daß sie

[1] Eine Sepiazeichnung des Denkmals befindet sich in der Kleinen Burgchronik zu S. 123.

dieselbe sofort der Öffentlichkeit zugänglich machten und in ihrem Sinn und Geist an die Renovation schritten. Es empfahl sich dies umso mehr, als das Schloßgut einerseits infolge von Zweck- und Nutzeinrichtungen im Verlaufe des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts in manchen Teilen seinen historischen Charakter fast völlig verloren hatte, anderseits infolge des Wohnungsverzichtes seiner Besitzerin darin manches reparaturbedürftig geworden war. Die Bauarbeiten übernahm die Architektenfirma E. Vischer & Söhne in Basel, deren Chef der Präsident der Landesmuseumskommission war; mit der Installation im Sinne der Zurückführung der Burg und ihrer Räume in ihren früheren Zustand als kulturgeschichtliches Denkmal wurde der Verfasser dieses Buches als Direktor des Schweizerischen Landesmuseums betraut. Gleichzeitig veranlaßte die genannte Firma durch ihren Angestellten E. N. Eichhorn eingehende Planaufnahmen und Schnitte von dem Zustande des Schlosses, wie man es übernommen hatte, während anderseits H. Gugolz vom Landesmuseum die Burg, ihre Räume und ihre Umgebung, wie sie sich damals darboten, photographierte.

Da diese Arbeiten in den Jahresberichten des Landesmuseums weitern Kreisen bekannt gegeben wurden, können wir uns an dieser Stelle kurz fassen.[1]

Das Rauchsäli (III, E_2) wurde wieder hergestellt, möbliert und mit Bildern geschmückt, von denen einige an die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1798, bei denen sich Angehörige der Familie Effinger so ruhmvoll auszeichneten, erinnern.

In der Eingangshalle (III, F) wurden die in den beiden seitlichen Fenstern zusammengehäuften Glasgemälde weggenommen und auf die einzelnen Räume im Schlosse verteilt, die in den Oberlichtern dagegen belassen, und sämtliche Geweihe einer fachgemäßen Restauration unterzogen. Mit den Waffentrophäen in der Nische schmückte man nach gründlicher Reinigung derselben den wiederhergestellten Festraum. Dabei vereinigte man die Trophäen Bernhards aus der Belagerung Wiens mit einigen andern seltenen Waffen in einem besonderen, zur Vitrine umgebauten alten Schranke.

Dem neuen Eßzimmer (III, D_1) und dem anstoßenden Kabinett (III, D_2) entnahm man die überflüssigen Familienbildnisse und hängte

[1] Mit einem eingehenden Bericht über den Übergang des Schlosses an die Eidgenossenschaft und die ersten Installationsarbeiten führte der Präsident der Landesmuseumskommission die Kleine Burgchronik der Frau Sophie von Erlach weiter.

sie in die Räume, zu denen die Dargestellten nach den Aufzeichnungen Sophies v. Erlach in engerer Beziehung gestanden hatten. Gleichzeitig erhielten beide Zimmer eine ihrer Entstehungszeit entsprechende Ausstattung an Mobiliar.

In der Wohnstube (III, C_3) wurden die allzu modernen Möbel durch solche aus dem 18. Jahrhundert ersetzt und in den Wandvitrinen das schöne Tafelgeschirr aus Silber und Porzellan geordnet zur Ausstellung gebracht.

Im anstoßenden ehemaligen Schlafzimmer (III, C_4) entfernte man die trennende Alkovenwand wieder, ebenso wie die hölzerne Treppe nach der „Junkerhauptmann-Stube". Dieser neugewonnene Raum erhielt einen neuen Anstrich. Da er sich aber nicht mehr als Schlafzimmer ausstatten ließ in Ermangelung des früheren Mobiliars, machte man ihn zu einem Eßzimmer, indem man die sämtlichen noch aus dem 16. Jahrhundert erhalten gebliebenen Möbel darin vereinigte und durch Leihgaben aus dem Landesmuseum ergänzte, vor allem durch einen schönen Turmofen aus grünen Reliefkacheln mit einer buntfarbigen Bekrönung und Wappenkacheln, worunter das Berner Standeswappen mit der Jahrzahl 1601, das Wappen der Berner Familie Zurkinden und zwei weitere unbekannte. Er war im Jahre 1907 aus vornehmem Besitz in Freiburg erworben worden.

Die in zwei moderne Fremdenzimmer unterschlagene Gesindestube (III, E_3) wurde durch Entfernung der neuen Gipsdecke und des Krallentäfels wieder zum Einraum gemacht, wobei die altersschwarze Holzdecke zum Vorschein kam. Unter Benutzung von ländlichem Inventar aus dem Kanton Bern, das den Lagern des Landesmuseums entnommen wurde, gab man ihr wieder das Aussehen einer Gesinde-Stube.

Die Salisstube (III, F_2) erhielt ihr altes, glücklicherweise noch vorhandenes Mobiliar mit den gelben Plüschüberzügen zurück und dürfte sich darum wieder ziemlich genau in ihrem einstigen Aussehen darbieten.

Im sog. blauen Kabinett (III, F_3) hatte man das frühere Kamin in eine Nische verwandelt und darein einen modernen runden Kachelofen gestellt. Nun erhielt es das in der Eckstube des zweiten Stockwerkes entfernte. Das Bildnis Sigmunds mit seinem Lieblingshunde über dem Spiegel gehört dagegen noch dem alten Bestande an. Die Wände überzog man mit einer passenden Tapete und als Mobiliar vereinigte man darin feinere Möbel im Stile Ludwigs XVI. mit einigen andern,

dazu passenden. Die Wände schmücken die Portraite von Albrecht Niklaus und seiner drei Gattinnen, das der Gräfin Montleart und die prächtigen Aquarelle von Sigmund Freudenberger und Aberli.

In der Karpfen- und der Eckstube (III, D_4, D_5) entfernte man die modernen Tapeten und weißelte, da die früheren Wollenwirkereien in letzterer längst verschwunden sind, die Wände. Beide erhielten ihre Ausstattung mit Möbeln aus dem 18. und beginnenden 19. Jahrhundert und den Charakter von Schlafzimmern mit je einem Bette.

Am gründlichsten waren die Renovationsarbeiten im zweiten Stockwerke. Hier wurden die Einbauten Sigmunds entfernt und der Zustand des 17. Jahrhunderts so gut als möglich wieder hergestellt, worüber wir oben einläßlich berichtet haben (vgl. S. 458). Das Mobiliar lieferte das Schweizerische Landesmuseum, von den Rüstungen und Waffen einen bedeutenden Teil das ehemalige Zeughaus in Zürich. Die vordere Schlafkammer erhielt zudem einen Ofen aus grünen Reliefkacheln aus der Sust in Meilen am Zürichsee.

In der eingebauten Weißen Stube (III, B_5, S. 485) entfernte man ebenfalls die Tapeten und weißelte Wände und Decke. Als Fremdenzimmer gedacht, erhielt sie eine Ausstattung im sog. Biedermeierstil und ein entsprechendes Himmelbett mit geblümten Kattunvorhängen. Auf dem Vorplatze (III, B_4) entfernte man das Badezimmer und stellte den frühern Korridor wieder her.

Dem Gewölbe (III, A_3) gab man seinen Charakter als Archiv zurück, wobei Oberrichter Dr. Walter Merz in Aarau das gesamte Aktenmaterial darin in mustergültiger und uneigennütziger Weise ordnete.

Die alte Schweyby-Kammer (III, über A_3) behielt ihren Charakter als wohlgeordnete, recht bedeutende Schloßbibliothek (Abb. 99). Die übrigen Räume des Estrichgeschosses harren noch ihrer Wiederherstellung, soweit eine solche notwendig ist.

Im alten hintern Halsgraben vor dem Schlosse, der allmählig auch zur Wildnis geworden war (X, P), räumte man auf, legte den Weg nach dem früheren Pferdestalle wieder an, und bepflanzte die Grabensohle mit Farrenkraut und ähnlichen Gewächsen.

Das sog. Känzeli (X, n) erhielt ein solides eisernes Schutzgeländer, wogegen man das schadhaft gewordene, moderne Blechdach über der Ruhebank entfernte und die Scheunenwand ausbesserte. Weggeräumt wurde auch der Holzschopf hinter der Scheune (X, C) samt dem Mizpa genannten, aus Rugelholz erbauten, aber sehr reparatur-

bedürftigen Ruheplätzchen (X, D). Dafür baute man das zerfallene, in Vergessenheit geratene, halbe Rundtürmchen wieder in Brusthöhe auf und stellte die Brüstungsmauer über dem schwindelnden Abgrund wieder her. Dadurch gewann man einen geräumigen freien Platz, von dem aus man das ganze Aretal, von der Gegend um Gösgen, oberhalb Aarau im Süden, bis zum Bözberge ob Brugg im Norden überblickt.

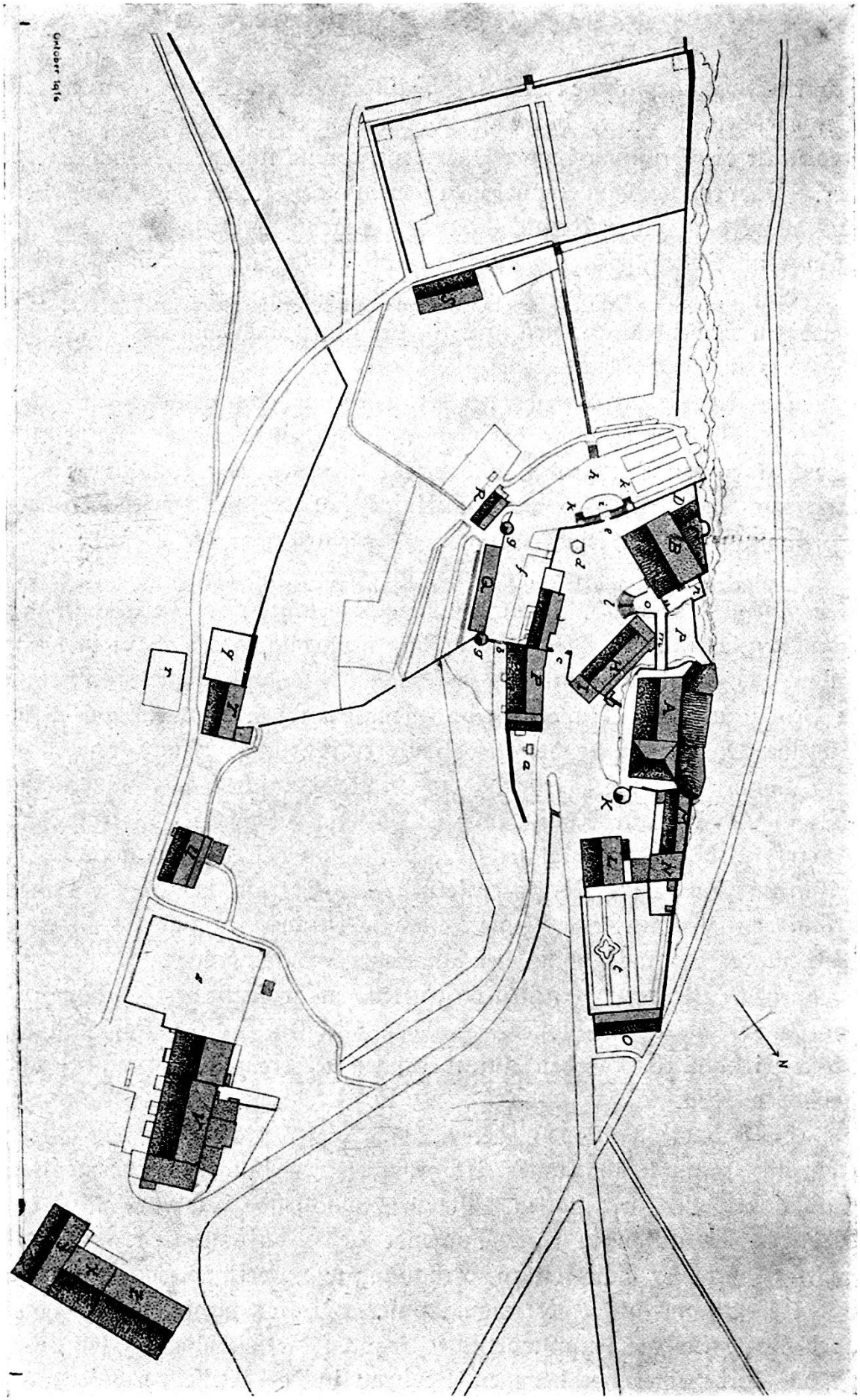
Auf der Terrasse (X, k) wurden die Rasenbeete unter den ehrwürdigen Lindenbäumen neu im Stile der Gartenbaukunst des 18. Jahrhunderts angelegt.

Das kleine Landhaus der Frau Sophie von Erlach im Schloßhofe (X, H) befreite man von seinen häßlichen Anneren, namentlich denen gegen den Burggraben und ersetzte sie durch eine ländliche Laube. Auch im Schloßhofe wurden einige gärtnerische Verschönerungen vorgenommen. In seiner Blumenpracht entzückt er die Besucher.

Im Jahre 1922 liefen die Pachtverträge für den großen und den kleinen Gutsbetrieb ab. Man benutzte dies, um beide Betriebe zu verschmelzen, worauf der Staat Argau das neugebildete Schloßgut in Pacht nahm und es als Ergänzung der kantonalen landwirtschaftlichen Schule in Brugg zu einem Musterbetriebe ausbauen wird. Dadurch wurde die Scheune (X, M) hinter dem Rebhause entbehrlich. Man versetzte sie im Jahre 1922, als Pferdestall eingerichtet, zwischen das Bauernhaus (X, V) und die alte Schafscheune (X, Z) an die Stelle, wo früher der Wagnerschopf gestanden hatte (IX, U). Das gestattete, nun auch den häßlichen Anbau (X, N) zu entfernen, das Terrain bis an die hintere Mauer zu verebnen, eine kleine Fasanerie einzurichten und den übrigen Teil in die ebenfalls völlig neu angelegten Gartenanlagen (X, t) einzubeziehen. Alle diese Arbeiten bedeuteten eine wesentliche Verschönerung der Umgebung des Schlosses. In den nächsten Jahren soll auch der große Viehstall (X, V) den Anforderungen der Neuzeit entsprechend umgebaut werden.

So sind die Behörden, deren Sorge dieser prächtige Besitz anvertraut ist, bemüht, ihn unter Wahrung seines historischen Charakters immer reizvoller zu gestalten. Die stets wachsende Zahl der jährlichen Besucher, die schon in viele Tausende geht, darf als Beweis dafür gelten, daß dieser Tätigkeit zur Erhaltung und Verschönerung des nationalen Besitztums die Anerkennung unseres Volkes nicht fehlt. Schöner aber dürfte für die verantwortliche Behörde die Beruhigung sein, daß sie das Erbe einer hochherzigen Edelfrau in der Weise verwaltet, wie es der Denkart der Geberin würdig ist.

Plan X.



Das Schloßgut Wildegg um das Jahr 1910.